MONACENSIA

Verbundkatalog Kalliope

Vergittertes Fenster. Novelle um den Tod des König Ludwig II.von Bayern. (Vom Untergang Ludwig II.)

Mann, Klaus

Sils-Baseglia, 1937-06-21

Nutzungsbedingungen
Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.
Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use
The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Visual Library

K 6/ 11 3

Notizen zu "Vergittertes Fenster"
und zu einer vielleicht geplanten
Elisabeth-Geschichte oder
Tragödie

(Angaben von Erika Mann)

Baron [illegible].

Über [illegible] II.

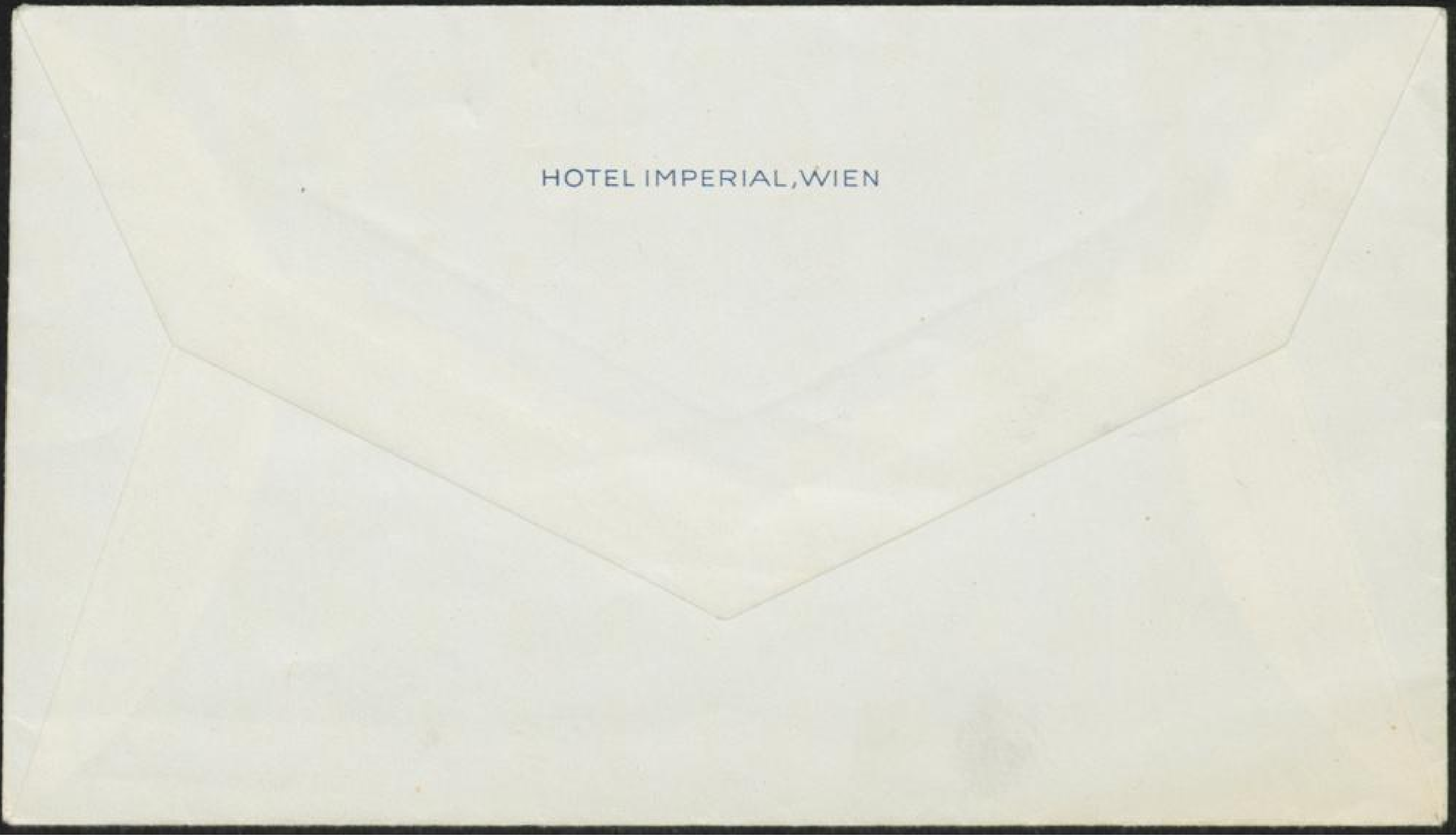
[illegible].

*

Neue Rundschau, Januar

Werner Richter

L. II.



HOTEL IMPERIAL, WIEN

Abschieds-Szene nach Änderung.

„Verlass mich nicht! Verlass Du
mich nicht!“

„Es wird finster. Baum und Strauch
keimen. Über mir ist ein Fluch.“

Die schwärmerische Liebe zur Natur:
Meer, Berge, Blumen ..... Der geistliche
kleine Professor Chrysostomus, ihr
Geschichtslehrer — und gleichzeitig Be-
wunderer. (Selten [illegible].)

Elle résista jusqu'au bout.
Sie muss kämpfen.

Letzte Station: Schloss Lainz. La Solitude.

Franz Joseph mit der sehr gemütlichen Kathi Schratt.

Elisabeth und die Schratt. Spaziergang.

Gemeinsame Antworten: Liebe zu Tieren und zum Theater. Die Reinkarnationen

lesen. Unterhaltung usw. Über Träume.

(„Ludwig hat das Theater geliebt".)

(„Andrassy war SO schön ....") —

Franz Joseph zu Tisch. Das Schweigen.

Dessert. Man spricht über die Kinder und Enkel.

Dann, Elisabeth allein.

The Bedford
118 East 40th Street
New York

Das bekannte Musikerheim. (Kraft- und Ausdrucks-Angst.)
Gehässigkeit gegen „Gebildete."
(Schriftsteller mit Frau und Professor in der Bar.) — Hamsun-Anklänge.
Einfachheit und Stärke einer Liebes-Szene. (Das kleine Ehepaar.)

Letztes Bild.

Der kleine Engländer, Matrosen.
Szene im Schnee zur Hütte.
„Ich bin müde"!
Adam..."
„Erinnerung an das ungeheuren
Licht. Vorzeichen eines Wald.
Sie müssen zum Schiffe. Die Matrosen
holen sie ab .... Noch einen halben
Stunde .... Mein noch das [illegible]
Unerhörten lass den Bei den Matrosen
herausgeben ...."
Rotkehlchen war zu [illegible] ....
Abschied. Der Junge allein. —
Der Läusen auf der Strasse.
„Der Kaiserin !!" — Der Junge.

Rudolph und der „Liebwahnsinn..."
Der jüdische Redakteur.

— Unterhaltung über Elisabeth. „Sie ist hysterisch, es geht ihr zu gut..."

— Elisabeths gegen ~~Schm~~ Klage.
am Ankleides Schreibtisch.

„Lauter Schatten — schwarz Toten —
Nun habe ich gar nichts mehr."
Monolog. Szene mit der Tochter. Rudolphs
Zimmer. Komm, lieber Kater!
Ludwig — „hier ... Ach, Rudolph
mein lieber Sohn — was vorangeeilt..."
Traum. Religiöse Angst.
Selbstmord. [illegible] „zu seinem
Bitten Gott es zu fassen
.... Erlösung.

Das Raffinement ihrer Schönheitspflege.
Rezepte. Auch das etwas unheimlich.
— Ludwigs Prophezeiung, sie würde ewig jung bleiben. Nacht — ewig jung. — Die Nacht-Statue. —
Die Blumen-Arrangements.

Elisabeth.

Herzog Max — Gebildeter Vater.

Franz Joseph. Starr. Erhaben.

Andrassy, l'amour terrestre.

Ludwig, l'amour spirituel.

[Große Szene. Verzweiflung.
Wagner. Krieg. Andeutungen.]

Rudolph.

Sa femme, Stephanie von Belgien, die sich Schönheits-kuren, von Pariser Kleidern machen läßt. (Szene. Elisabeth mitleidig.) — Mitten Franz-Joseph, Schilderung zu gestalten. Moral: stark. (*)

— Szene mit der kleinen Valerie.

— Ludwig-Katastrophe.

— Rudolph-Katastrophe.

Dazwischen: Andrassy — immer beflissen, verzweifelter.

Vielleicht hat Franz sie geliebt?

„Das bleibt nicht erfasst" — Schluss.

[Die „kleine Freundin" des Kaisers.]

(*) Elisabeth am Totenbett. Unheimlich.

Vergittertes Fenster.

Novelle

um den Tod des Königs Ludwig II.
von Bayern.

[vom Untergang ~~des~~ Ludwig II.]

Geschrieben: in Sils Baselgia
vom 21. Juni zum 10. Juli
1937.

Für
Thomas Curtius.

Sils Maria
Sommer 1934.

Vous fûtes un poète, un soldat,
le seul Roi
De ce siècle où les rois se font
si peu de choses

....

Verlaine.
„A Louis II de Bavière."

„Es ist der König!" sagten die Diener, und sie erschraken alle bis ins Innerste.

Einige drängten sich im Korridor des ersten Stockwerkes an den Fenstern; andere waren hinunter gelaufen, in die Halle, oder auf den Kiesplatz vor dem Schloss.

Jeder von ihnen wusste, was geschehen war, und es gab unter ihnen nicht einen, der diesem Augenblick – der Ankunft König Ludwigs II. ~~[illegible]~~ ~~am Starnberger See~~ im Schloss Berg – nicht mit einer Spannung, in der sich Grauen mischte, entgegengesehen hätte. Dieses Mal kam der König nicht an in seiner schönen Besitzung am Starnberger See, wie ein freier Herrscher ankommt von seinem Schloss; er wurde eingeliefert. Ärzte und Wärter begleiteten ihn; Herren vom Münchner Hof folgten dem melancholischen, macabren Transport, der bewacht wurde von berittener Polizei.

Die Diener wussten: man hatte ihren König, auf Schloss Hohenschwangau drüben, gefangen genommen als einen Irrsinnigen, fast wie einen Verbrecher. Die Ärzte in München hatten, im Einverständnis mit den Herren Ministern und mit der Familie Wittelsbach, ein schreckliches Urteil über den

König geworden: Der König war krank –
daher lautete das Urteil der Ärzte –,
geisteskrank, und wahrscheinlich ein Leidender,
der seit Jahren, von der Welt getrennt, zur Hälfte zwischen Dasein
wie sein Bruder Otto. Der Name der ~~Krank-~~ Geisteskrank-
heit, zu der die Ärzte und die Minister
Seine Majestät den König verurteilten,
wie man einen Übeltäter zu strenger
Strafe verdammt, lautete: Paranoia.
Keiner der Diener verstand das beängstigende
und fremdartige Wort; aber alle er-
schauerten sie vor ihm.

War es möglich, daß ein König, der doch
von Gottes Gnaden ist, Paranoia bekam,
wie ein Kind Scharlach oder Keuchhusten?
Der König sollte nicht mehr regieren ~~können~~ dürfen
~~[illegible]~~, weil er geschlagen war mit der
Paranoia wie mit einer Pest. „Es
muß wohl in der Familie liegen",
sagten die klügeren und älteren unter den
Dienern. Aber skeptisch waren auch sie,
wie die jüngeren und dümmeren unter
ihren Kollegen, was das Verhalten der
Familie Wittelsbach, der Ärzte und der
Minister in dieser wirren und schauerlichen
Affäre betraf. Im Grunde waren alle
Diener im Schloß Berg sich darüber einig,
daß ~~d~~ ihr König mit Gewalt übler

Mannschaften abgesetzt, entmündigt und für verrückt erklärt worden war. Prinz Luitpold, der Onkel des Königs, wollte Regent von Bayern werden: darauf lief alles hinaus. Deshalb sollte der König von Gottes Gnaden in einem Zimmer mit vergitterten Fenstern verschwinden, wie sein Bruder Otto, dem vielleicht auch gar nichts Ernsthaftes fehlte. Damit Prinz Luitpold Regent von Bayern werden konnte, hatte die Wissenschaft, repräsentiert vor allem durch den Medizinalrat Doktor von Gudden und durch einige seiner Kollegen, das treffliche Wort „Paranoia" erfunden und dem König angehängt: Über diesen Punkt waren alle Diener im Schloss Berg — lauter Männer vom Lande — im Grunde sich einig. Aber sie wagten ihre Meinung nicht mehr offen auszusprechen: Die *Macht*, der Staat hatten sich für den Prinzen Luitpold und den Doktor ~~Gu~~ von Gudden entschieden — *gegen* den König. Der König war geliefert, preisgegeben, geopfert — wer durfte sagen, ob er eigentlich überhaupt als König noch zu begreifen war, nachdem die Macht ihn ~~l~~ (auf so eklatante Weise) hatte fallen lassen?

Widerstand war nutzlos: das begriffen die Lakaien sehr wohl; denn sie waren es gewöhnt, in der Nähe der Macht zu leben und sie wußten, daß ein Aufbegehren gegen sie praktisch kaum je in Frage kam. Heimlich sympathisierten sie mit den Leuten von Hohenschwangau, den Männern von den Bergen und der ~~kühnen~~ braven Gendarmerie des Ortes, die eine richtige kleine Revolution veranstaltet hatten, als die Herren aus München, die Ärzte, die Minister und Hofbeamte, eingetroffen waren, um den König abzuholen und einzusperren. Wie wacker war das von den Leuten in Hohenschwangau gewesen! — so empfanden ausnahmslos alle Diener. Aber andererseits: Was hatte es genützt? Einmal war es gelungen, die Herren aus München wegzujagen und abzuwehren mit Sensen und Flinten und bedrohlichem Lärm; aber die Herren waren wiedergekommen, und sie legitimierten sich als die Macht — alle Größe der Macht stand unsichtbar hinter ihnen —, und sie zwangen den König von Gottes Gnaden, von dem sie sich noch gestern bis zur Erde verneigt hatten, dieshalb, gegen seinen Willen in eine Kutsche zu steigen und vom Schloss Hohenschwangau nach Schloss Berg, am Starnberger See, in der Nähe Münchens, zu fahren, wo er verwahrt und eingesperrt werden sollte, wie ein wildes Tier.

Die Lakaien wussten sehr wohl, was für zahlreiche Vorsichtsmassregeln die Münchner Herren – Prinz Luitpold, Doktor von Gudden und die Minister – im Schloss Berg hatten treffen lassen, damit der abgesetzte König dort nur ja nicht gut aufgehoben sei und keine Dummheiten machen könne. Man hatte, zum Beispiel, den Dienern ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ ~~[illegible]~~ eindringlich eingeschärft, sie dürften Ludwig niemals allein mit einem Essbesteck – mit einem Messer im Zimmer lassen. Es waren auch Handwerker gekommen und die Fenster im Schlafzimmer des Königs vergittert: vor jedem der Fenster hatten sie, ziemlich dicht nebeneinander, fünf oder sechs dicke, feste Eisenstangen angebracht. Dies war ein Zeichen, dass es wirklich aus war mit der Herrlichkeit Ludwigs II., der an ~~so~~ vielen schönen Schlössern [illegible] und prächtigst ~~möglichst~~ ~~[illegible]~~ geschmückt hatte, und daß die Macht ihm wie Gottesgnadentum in aller Form und mit aller Grausamkeit abverlangte: Hinter vergitterten Fenstern, wie ein Raubmörder, würde der gestürzte Monarch seine Tage verbringen ~~[illegible]~~ müssen ....

Trotz alledem, ~~glaubten die Lakaien im~~ ~~mer~~ und obwohl all dies ja natürlich sehr beeindruckte, glaubten die Lakaien immer noch nicht, daß ihr Herr ein Wahnsinniger und daß sein Haupt geschlagen sei mit dieser fürchterlichen Krankheit, Paranoia genannt. ~~Stattdessen~~ Gerade die hatten das für .... ~~glaubten es nicht~~, die dem Herrn persönlich gedient hatten und also um seine krassen Wunderlichkeiten, seine wilden Schrullen und Launen sehr wohl Bescheid wußten ~~kannten~~ ~~und unter ihnen sehr gelitten hatten~~. Gerade die, die den König kannten, liebten ihn auch. Aber nun schwiegen sie, aus lakaienhaftem Respekt vor der Macht, und muckten nicht, als die Handwerker im Schloß Berg sogar die Klinken von den Türen entfernten.

„Es ist der König!" flüsterten die Lakein, und zu beobachten, vom Portal oder von den Fenstern des ersten Stockwerkes aus, die Vorfahrt der Kutsche.

Es regnete, mit einer gleichmäßigen, unermüdlichen Heftigkeit; ~~und~~ seit Tagen hatte es keinen Augenblick zu regnen. ~~A~~ Einen so kalten und nassen Juni, wie diesen des Jahres 1886, konnte sich von den Lakaien keiner entsinnen. Der Regen hüllte die Landschaft ein wie ein graues Tuch. Man konnte das gegenüberliegende Ufer des schmalen Sees nicht sehen. Der Regen rauschte auf dem Dach des Schlosses und ~~auf~~ in den Baumwipfeln des Parkes.

„Es ist der König!“

Aus einem Wagen, der weiter hinten im Park gehalten hatte, kam ein ~~Herr in~~ ~~höfischer Uniform~~ Mann ~~[illegible]~~ in Zivil – wahrscheinlich ein Wärter – und öffnete von außen mit einem Drücker die Kutsche, in der Ludwig II. saß. Die Lakaien flüsterten sich zu – halb empört und halb vor der grausamen Umsicht des Staates ehrfürchtig erschauernd – : Man hatte von der Kutschentüre die Klinke entfernen lassen, wie von der Türe zu des Königs Schlafzimmer.

Ein zweiter [illegible] Herr war herbeigeeilt, um Seiner Majestät aus dem Wagen zu helfen; einige der Lakaien wa kannten ihn, es war der Medizinalrat von Gudden. Aber Ludwig lehnte jede Hilfe ab. Die Diener sahen, wie ihr Herr – den Oberkörper schon aus dem Wagen geneigt – eine abwehrende Gebärde gegen den Medizinalrat machte und, ohne den hingehaltenen Arm sich stützen zu ergreifen zu lassen, mit elastischen, jungen, fast verjüngten Bewegungen – so als wäre er froh, aus diesem engen Loch, diesem rollenden kleinen Kasten befreit zu sein – die Kutsche verließ. Er trat zwei oder drei lange Schritte vom Kutschenschlag weg; blieb dann aber stehen, [illegible] unbeweglich, wie zur Bildsäule erstarrt: eine hoch ragende – beinah riesenhafte –, breite, tragisch dunkle Figur, im Faltenwurf seines tief herab wallenden schwarzen Regencapes, den breitrandigen schwarzen Hut in die Stirne gezogen.

Der Schatten der Hutkrempe bedeckte die obere Hälfte seines Gesichtes wie eine Maske. Der etwas verwilderte Bart und der weiche, gedunsene Mund blieben sichtbar. Die Winkel des Mundes waren mit einem Ausdruck von Gram und Ekel herabgezogen.

Der Medizinalrat verharrte, ein Verstörter, aber gleichsam erstaunter, abwartender, zu

Eine mahnende Haltung — den Kopf entblößt, die hohe, kahle Gelehrtenstirne dem unablässig rauschenden Regen preisgegeben — neben Seiner Majestät. Der König zögerte noch einige Sekunden lang — so als machte es ihm Vergnügen, die Glatze und das wenige dünne Haar des Doktors recht gründlich naß werden zu lassen —; setzte sich dann in Bewegung; ging mit gewaltigen Schritten auf das Schloß zu — Gudden konnte kaum folgen —; eilte, an den sich verbeugenden Lakaien vorbei, durch das Portal, durch die Halle, die Treppe hinauf, bis zu seinem Zimmer. Es folgten die Wärter, Ärzte und jene Hofbeamten, die eigentlich Wächter waren: die melancholische Suite der gestürzten, entmündigten Majestät.

Das Erste, was Ludwig oben in seinem Zimmer feststellte, war: „Man hat die Fenster vergittert." Dabei zuckte er auf eine unendlich hochmütige Art die Achseln und sein Blick, immer noch beschattet vom breiten Hutrand, ward verächtlich und finster. Doktor von Gudden räusperte sich leicht, während er sagte: „Ein Zufall, Majestät .... Aus rein dekorativen Gründen ..";

sagte er, völlig sinnlos – und eben in der Sinnlosigkeit seiner Worte lag etwas für Ludwig ~~[illegible]~~ Beleidigendes und Herabsetzendes: so als ob der König überhaupt nicht mehr zu unterscheiden im Stande wäre, was Sinn und was Unsinn ist in einer Rede.

Der Medizinalrat versuchte, zu lächeln. Der Versuch musste kläglich misslingen, angesichts der jähen, gewaltig-zornigen Gebärde, mit der Ludwig das Haupt weit nach hinten, in den Nacken warf. Dabei schlossen sich die Augen des Königs – der immer noch in seiner sonderbar-romantischen Wanderer-Tracht, im wallenden Mantel und breitrandigen Hut verblieb –, und seine beiden Hände verkrampften sich zu Fäusten. Der Ausdruck des Schmerzes und Ekels auf dem großen, weißen Antlitz, dessen jammervolle Fläche er dem bemalten Plafond hinhielt, war ungeheuer. Gudden beobachtete ihn, erschreckt aber auch lauernd; ängstlich besorgt, aber auch mit ~~einem gewissen~~ Befriedigung – ja, nicht ohne einen gewissen Triumph. 'Wenn ihn jetzt, mit diesem fürchterlichen Ausdruck im Gesicht, sein bayrisches Volk und die urteilsfähigste Öffentlichkeit sehen könnten', dachte der Arzt, –, 'niemand würde mehr daran zweifeln, daß meine Diagnose richtig und daß der König unheilbar ist.'

Es war, als würde Ludwig die Gedanken des Doktors. Überraschend änderte er die Position und den Ausdruck seines Gesichtes — und dann in diesem Augenblick schwor er sich wohl, sich von jetzt ab in Grüddens Gegenwart unbedingt zusammenzunehmen — sich nicht mehr gehen zu lassen vor Grüdden, bis zum Ende nicht mehr.

„Es macht ja nichts", bemerkte er leichthin, mit einer leisen, etwas rauhen, aber beinah wohlgelaunten Stimme. „Gitter vor den Fenstern", sagte er noch, und zuckte wieder die Achseln, aber dieses Mal — wie es schien — fast amüsiert. „Warum denn nicht ... Eine Abwechslung ..."

In seinem wieder geöffneten Blick war eine kleine flackernde Flamme. Dieses böse, hinterlistige Aufleuchten gab es in seinen Augen jetzt beinah immer, wenn er Grüdden anschaute. Der Medizinalrat indessen schien es nie zu bemerken.

Ludwig machte ein paar Schritte, die leicht beschwingt und beinah tänzelnd waren — was merkwürdig anmutete: Man hätte dem fetten Riesenleib, diesem schwammigen Fleischkoloss so viel graziöse Behendigkeit kaum zugetraut. — „Wie lange soll diese — Kur denn dauern?" fragte er, während er durchs Zimmer eilte, flüchtig über die Schulter; dabei warf er endlich, mit einer schwungvollen und schauspielerischen Gebärde, Hut und Mantel ab und [illegible] zeigte sich in einem dunklen Zivilanzug.

„Das hängt ganz davon ab", erwiderte Doktor von Gudden gemessen, „ob Majestät geruhen werden, den Ratschlägen der Ärzte zu folgen. — Ein Jahr lang mindestens", schloss er nicht ohne Strenge, „werden wir den Gesundheitszustand Ihrer Majestät zu beobachten haben."

„Ein Jahr lang mindestens!" wiederholte mit einem ganz leisen Kichern der König. ~~E~~ ~~hielt nicht inne~~ Übrigens fing er nun damit an, sich auf eine animierte Art die Hände zu reiben — so als lauschte er köstlichen Anekdoten —, während er seinen hastigen Spaziergang durchs Zimmer fortsetzte. Der Ausdruck seines grossen, fahlen, verwüsteten Gesichts wurde schelmisch, als er, vertraulich nahe an Gudden herantretend, mit besonders weicher und gedämpfter Stimme hervorbrachte: „Gewissen Herren in München wäre es wohl lieber, wenn aus dem einen Jährchen viele Jährchen würden, recht viele Jährchen, unzählige Jährchen ..... Ganz ähnlich wie bei meinem Bruder Otto ..... Die Herren

Prinzregenten Luitpold", sagte ~~der König~~ Ludwig, immer noch ~~[illegible]~~ auf diese lustige Art sich die ~~die~~ Hände reibend, „würde es wohl gefallen, wenn man den angestammten König, den Herrscher von Gottes Gnaden lebenslänglich in einem Zimmer mit vergitterten Fenstern verschwinden ließe ..." Dabei zeigte er, amüsiert grinsend, das nackte, [illegible] rosig-grau gefärbte Zahnfleisch. In seinem Munde gab es fast keine Zähne mehr, nur noch einige gelbliche Stummeln.

Der Arzt schwieg und richtete nur, unter seinen buschigen Augenbrauen, einen tadelnden, etwas gekränkten Blick auf seinen hohen Patienten. Der aber war noch nicht am Ende mit seinen anzüglichen Schelmereien. „Oder – wer weiß?* –", sprach er kichernd – in einem Ton, als näherten sich seine humorvollen Mitteilungen nun ihrem drolligen, unübertrefflich witzigen Höhepunkt –, „wer weiß es denn? Vielleicht denkt man gar nicht daran, mich so lange in einem Zimmer mit vergitterten Fenstern am Leben zu lassen. Vielleicht bin ich den Münchener Herren selbst hier noch zu gefährlich. Es ~~gibt~~ soll ja gewisse Tränklein geben, mit denen man sogenannte Krankheiten wie die meine ein wenig abkürzt; das Ende gewissermaßen herbeiführt. Gewisse Tränklein und Mixturen – Oh, ich habe schon viel von ihnen gehört, man kennt sie seit vielen hundert Jahren, Katharina von Medici, zum Beispiel, excellierte in ihrer Zubereitung und Verwendung ... Warum sollte der Münchener Hof, warum sollten meine lieben Minister sie wohl nicht kennen? – Hat man Sie nicht beauftragt, unser lieber Doktor von Gudden, mir ein Tränklein solcher Art recht bald in die Suppe zu schütten?" (erkundigte sich Ludwig – ganz ohne Strenge, sicherlich mit einer munteren Neugierde, bei seinem Arzt. Hierauf mußte der Medizinalrat denn doch etwas antworten. Sehr würdevoll sprach er: „Auf dergleichen zu antworten, Majestät, verbietet mir meine Ehre." Dabei legte er die rechte Hand aufs Herz und preßte das Kinn mit dem rundgeschnittenen Vollbart gegen den hohen, steifen, blendend weißen ~~Kragen~~ Hemdkragen.

Der König hatte eine kleine Handbewegung, die etwa ausdrücken sollte: Was lohnt es sich, weiter davon zu sprechen? Dann fragte er noch – ein wenig müder, und während er sich in einen Sessel niederließ –: „Und worin bestehen denn die Vorschriften – ich meine namentlich: die Ratschläge meiner Ärzte?"

"Vor allem empfehlen wir Eurer Majestät – Ruhe!" erwiderte Gudden mit erhobenem Zeigefinger. "Ruhe, und noch einmal Ruhe! Keinerlei Aufregungen! – Mögen Eure Majestät doch Vertrauen zu uns fassen!" bat der Medizinalrat mit einer plötzlich sehr warmen, von männlicher Bewegtheit sogar etwas zitternden Stimme. "Die Aufgabe der Wissenschaft ~~[illegible]~~ ist es zu helfen, nicht ~~[illegible]~~ zu zerstören!" rief er noch, beinahe flehend.

Ludwig, matt im ~~[illegible]~~ Sessel ruhend, nickte kurz. Nach einer Pause sagte er, wobei er an Gudden vorbei, starr zur Wand schaute: "Würden Sie, mein lieber Herr Medizinalrat, die Freundlichkeit haben, mich ein wenig allein zu lassen? Ich bin müde."

Gudden zögerte ein paar Sekunden lang; verneigte sich tief und bewegte sich – nach höfischer Sitte rückwärts gehend, ~~nach dem König~~ auf die Türe zu. "Ich werde mir, ein wenig später, wieder erlauben, mich nach dem Wohlbefinden Eurer Majestät zu erkundigen", sagte er noch, ehe er, sehr leise und vorsichtig, die Türe hinter sich ~~zuzo~~ schloß. Der König, unter hochgezogenen Brauen, starrte ihm nach. "Die Wissenschaft!" sprach er zynisch.

laut vor sich hin, und sein Mund verzerrte (mit einem Kichern, bei jedem Laut) sich vor Haß und Ekel. Dann, noch einmal, – als spräche er den Namen eines alten, bösen, zugleich lächerlichen und gefährlichen ~~[illegible]~~ Feindes aus –: „Die Wissenschaft ...“

Er erhob sich mühsam und ein wenig keuchend; machte ein paar Schritte aufs Fenster zu. Jetzt war sein Gang schwerfällig und langsam; er taumelte etwas, als er das Fenster erreicht hatte. Er griff nach dem Fenstergitter, wie ~~[illegible]~~ einer, der im Begriffe ist hinunterzuspringen, nach einem Halt, einer Stütze greift. Seine beiden großen, weißen Hände krampften sich um die Eisenstäbe. Er ~~[illegible]~~ ließ seine Stirne gegen das Gitter sinken, und er ~~[illegible]~~ schauderte bei der Berührung mit der kalten Feuchtigkeit des Metalls.

Es regnete unaufhörlich. Die Regentropfen benetzten die Eisenstäbe wie die Tränen ein Gesicht benetzen.

Der neblig verhüllte Park rauschte im Regen. ~~[illegible]~~ Unaufhörlich fiel rauschender Regen aus einem grauen, niedrig~~en~~ hängenden Himmel.

~~Ludwig hatte ~~[illegible]~~ gehaßt Regentage, manche~~
~~regenreiche Woche erlebt auf seinen Schlössern~~ im Gebirge
~~(In Bayern regnet es nicht)~~
~~oder auf~~

In Bayern regnet es nicht. Ludwig kannte diese langen Regentage, die Monotonie der regnerischen Wochen. In Hohenschwangau, im Herrenchiemsee, am Starnberger See: überall, schien ihm, an allen diesen Orten hatte es beinahe immer geregnet. Noch niemals aber hatte das Geräusch des Regens ihn so gequält wie hier und diesmal. Das Rauschen und Plätschern des unaufhörlich rinnenden Wassers in den Baumwipfeln, auf dem Kiesplatz, in den Pfützen der Rasenwege: nun empfand er es als beinahe unerträgliche Folter.

„Wenn es nur wenigstens aufhören wollte, zu regnen!“ wehklagte er, und sein weißes, gedunsenes Gesicht bewegte sich hinter den Gitterstäben, wie das Gesicht eines Tieres im Käfig. „Ah, cette pluie! Toujours cette pluie ... C'est atroce, c'est cruel! C'est insupportable ...“

Der Ausdruck des vollkommenen, eines [illegible] Schmerzes war wie der tiefe schwarze Schatten einer vorüberziehenden Wolke auf sein Gesicht gestürzt und verwischte seine Züge.

Nach der ~~Wagen~~ regnerischen Wagenfahrt von Schloß Hohenschwangau nach Schloß Berg; nach der kurzen Konversation mit Doktor von Gudden befand König Ludwig II. sich in einem Zustand, wie der Sträfling, den man Stunden lang unbarmherzig gepeitscht und gefolltert hat, und den man nun alleine läßt — allein in der Zelle, mit seinem Körper, der überall schmerzt, und er weiß nicht, wohin seine Glieder tun, alle Glieder sind ein einziges Brennen; ~~[illegible]~~, er weiß nicht, ob er liegen, stehen oder sitzen — ob er schreien, stöhnen oder beten soll.

Ludwig öffnete ein wenig die weichen, bläulichen und dicken Lippen. Erst zog er nur mit einem leise pfeifenden Geräusch die Luft ein — die frische, kühle Luft des regnerischen Tages —; aus dem Pfeifen wurde erst ein Röcheln, dann ein tiefes, brummendes Stöhnen.

Der gefangene König stand am Fenster und stöhnte. Seine Hände glitten die Gitterstäbe entlang — immer wieder diese nassen Eisenstäbe hinauf und hinunter.

Dann erschrak er: Plötzlich spürte er, daß er beobachtet wurde. Er drehte sich hastig um, fand das Zimmer leer. Er wollte die Tür aufreißen, um festzustellen, ob sich jemand hinter ihr versteckt gehalten; aber er fand die Tür verschlossen — nicht einmal eine Klinke gab es, um an ihr zu rütteln. Vielleicht war in der Tür, oder seitlich von ihr, in der Wand, eine geheime Luke angebracht, durch die

Doktor von Gudden, oder ein anderer Arzt, oder ein Diener, jede Bewegung, die der König machte, verfolgen konnte. Ludwig war ganz fest überzeugt vom Vorhandensein einer solchen Luke – und irrte sich übrigens nicht.

Er notierte deshalb: 'Ich muss mich zusammennehmen. Man beobachtet mich – ich will Würde zeigen. Von nun ab wird nicht mehr gestöhnt, und ich werde die Stimme nicht mehr aus Gitter pressen. – Es kommt alles darauf an, dass ich Ordnung in meine Gedanken bringe. Die Lügner und Rebellen wagen zu behaupten und zu verbreiten, ich sei ~~[illegible]~~ geisteskrank – Ich, der König, le Roy lui-même! Welche Ungeheuerlichkeit! Ich widerlege sie schlagend, indem ich mich – trotz allem, was mir widerfahren ist und was man mir angetan hat – als ein ruhiger, gefasster Mann betrage, der sehr wohl weiss, wer er ist, wo er sich befindet und wie die verschiedenen komplizierten Umstände seines Lebens zusammenhängen.'

Unter so guten und vernünftigen Vorsätzen liess der König sich in einem Sessel nieder,

der nicht weit vom Fenster stand.

Ach, es war furchtbar schwer, die Gedanken zu sammeln. Sie wollten nicht beieinander bleiben, sie verwirrten sich, wurden verdrängt ~~[illegible]~~ von Bildern, Vorstellungen, Assoziationen, die gar nicht zur Sache gehörten und nur stören konnten. Zum Beispiel kam Ludwig, Minuten lang, nicht los von Wortverbindungen wie diesen: „Sie wollen mir den schwarzen Purpur von den Schultern reißen! Ha! Mir, dem Herrscher! Mir, dem siebenfach gesalbten Fürsten von Mitternacht! Es wird aber nicht glücken – ha! Ich bin der schwarze Schwan und erhebe mich mit ungeheuren Flügelschlägen über sie – über das Pack, über die Intriganten, über die Wissenschaft! ... Den schwarzen Purpur wollen sie mir von den Schultern reißen, mir, dem siebenfach gesalbten ...“ Und die gleichen Sätze begannen wieder von vorne.

Ludwig merkte selber, daß er so nicht weiter kam.

Wenn dieser Regen doch wenigstens einen Augenblick aufhören wollte, zu rauschen! Cette pluie! Cette pluie horrible!

„Ich muss mich unbedingt zusammennehmen!' befahl Ludwig aufs neue.

Er zog mechanisch seinen kleinen Taschenkamm – den hatte man ihm gelassen, während man ihm das Messer weggenommen hatte – und begann, sich mit dem Kamm durch sein Haar zu fahren. Sein Haar war dunkel und ziemlich dicht geblieben. Es war wohl der letzte Rest seiner Jugendschönheit – seiner berühmten, zauberhaften, unwiderstehlichen Jugendschönheit. Freilich, auch sein Haar war längst nicht mehr so verführerisch wie einst und früher; es hatte eingebüsst an Glanz und Weichheit, und es wich weiter von der Stirne zurück als damals, da man noch der vielgeliebte, höchst reizende junge Herr gewesen war. Immerhin: es war noch Haar, das man sehen lassen konnte; angenehm gewelltes, recht hübsches Haar, dessen ein König, Fürst von Mitternacht und schwarzer Schwan sich nicht zu schämen brauchte. Ludwig liebte es, seine Chevelure vom Leibcoiffeur Hoppe – einem seiner vertrautesten Freunde – ausführlich frisieren, massieren und salben zu lassen. Seit Jahren hatte er auch die Gewohnheit, sich in Stunden der Nachdenklichkeit mit dem Taschenkamm durchs

Glück zu fahren.

‚Ich muss ruhig sein. Ich muss meine Gedanken sammeln. Ich weiß den Rat. Wenn es doch aufhören wollte, zu regnen!‘

Plötzlich dachte er:

‚Dies ist die Stunde, da ich meinen großen Freund am dringlichsten brauchte; da ich meines innig geliebten Meisters wahrhaft bedarf. Aber wo ist Wagner? Wo ist Richard Wagner?‘ fragte er sich gequält. Und dann fiel ihm ein: ‚Freilich, er ist in feierlicher Stunde zu Venedig verstorben. Ich fuhr auf, hüllte mich in schwarzes Trauergewand und bestreute mein Haupt mit Asche, als ich davon Kenntnis bekam. Das war vorauszusehen: Wenn ich ihn brauche, ist er nicht zur Stelle. Er macht sich auf und davon. Er genießt einen triumphalen Tod — den Tod des Siegers —, und überläßt mich meinem schmählichen Ende.‘ — Dieser Gedanke ließ den König zornig werden. Mit heftigen Gebärden zerraufte er sich den Rest seiner Jugendschönheit, das gewellte Haar.

‚Freilich, so musste es kommen!‘ sann er verdrossen. ‚Mein höchst geliebter Freund ist immer rasend egoistisch gewesen. Natürlich musste er es zu verzeichnen, daß er schon – halb, entrückt, unerreichbar – bei den Unsterblichen weilt, während ich hier sitze, vom Pack der Minister und von den Charlatanen der Wissenschaft, gehetzt werde wie ein edles Wild .... ~~Wagner~~ Freilich: Er wählte seinem Tode die schönste Dekoration, den wirkungsvollsten Hintergrund zu geben. Venezia, Canale Grande; schwarze Gondel; Cosima's wirklich fließende Tränen. Cosima – umsichtig bei aller Verzweiflung – versendet Hunderte von Depeschen: an Kaiser und Könige, an Opernintendanten und Bürgermeister, an Zeitungsherausgeber und Tenöre: Richard Wagner ist tot .... Das geht wie ein Jammerlaut durch Europa. Mich aber trifft es wie ein Keulenschlag. Ich stürze hin, ich bestreue mit Asche mein Haupt. Der gesalbte König, der Herrscher von Gottesgnaden, le Roy lui-même bestreut sein schönes Haupthaar mit Asche, weil am Canale Grande der einzig geliebte Meister die Augen geschlossen hat.

Ach, was für ein geschickter, schlauer, raffinierter Meister ist mein einzig

---

Sähe mein einzig geliebter Meister mich in der neuen feindlichen Lage, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] – sicherlich [illegible] [illegible] – [illegible] [illegible]

Geliebter gewesen! Er war der Schlauere, den Intrigen und üblen Machenschaften dieser unserer schlechten, späten — viel zu späten — Zeit durchaus gewachsen. Als er alt und erfahren und mit allen Wassern gewaschen war, brachte er es fertig, selbst mit so infernalischen Mächten wie der Wissenschaft und dem Hause Hohenzollern auszukommen —: dem verfluchten Hohenzollern-Hause, das sich anmaßt, mehr als ich, der gesalbte König, zu sein, und mein echtes Königreich seinem falschen Kaiserreich einzuverleiben —, und mit der Wissenschaft, dieser Pest, diesem Fluch der Epoche, die mir jetzt den Lebensatem abwürgen möchte .... Freilich, eine lange Zeit machten diese infernalischen Mächte auch meinem geliebten Meister zu schaffen. Auch er wurde verfolgt und gehetzt — wie ich, sein König. Was hat man nicht alles gegen ihn geschrieben, zum Beispiel in den abscheulichen Zeitungen der Stadt München, ich erinnere mich noch .... Aber dann schloss er seinen Frieden mit dieser fürchterlichen modernen Zeit, in die ich nicht passe, wie gesagt habe und an der ich zu-

Grunde gehen – // ach, ich hätte in ein anderes, schöneres Jahrhundert – in ein Grand Siècle hätte ich geboren werden sollen! Mein Meister aber schloss, auf seine durchtriebene Art, Frieden mit ~~dieser~~ dem Pöbel und erwirkt unsere Einnahmen. ~~[illegible]~~ Als ich ihm das letzte Mal in Bayreuth ~~sah~~ begegnete – wie ~~lange ist~~ wie lang ist das her? – wimmelte es um ihn herum von Journalisten und Professoren, und er erwartete die Ankunft des sogenannten Kaisers aus Berlin: der sogenannte Kaiser ~~wollte~~ kam hereingeweht, um, den 'Parsifal' – meinen 'Parsifal' zu hören! * Der Meister und ich, wir kannten – ~~wir~~ wir erkannten uns kaum noch, in den diesen schauerlichen Bayreuther Tagen. Wir saßen uns gegenüber und starrten uns hoffnungslos an. Ich wusste es. So einsam wie damals war ich noch nie – oder bin ich heute wieder?

Eine schwarze Welle von Schmerz überflutete etwas, ~~[illegible]~~ in mir und spülte etwas weg, was ungeheuer groß ~~und wichtig~~ ~~allen meinen Gedanken ging~~ verloren, war heiter still in mir gewesen war, war mir, verloren! Damals liebte ich meinen Meister nicht mehr.'

Über diesem Gedanken –, Damals liebte ich meinen Meister nicht mehr!' – wurde Ludwig so heftig, dass er ihn nicht mehr aushielt in seiner Seele, sondern aufspringen musste.

---

* Das Weihespiel – entweiht, an diesem Kunstrummelplatz für internationale Touristen ....

Er eilte wieder durchs Zimmer und – vergessend, dass er wahrscheinlich durch eine Luke beobachtet wurde – hämmerte er sich mit beiden Fäusten verzweifelt gegen die Stirne.

„Damals hätte ich meinen Meister nicht [illegible]!“ stöhnte er laut, und dann arbeiteten die ~~quälenden~~ Gedanken weiter in seinem gequälten Hirn. Ach, wie fürchterlich ist es, was ich mir da eingestehe! Ich hatte nur eine Liebe im Leben, und der treu zu bleiben war ich nicht stark genug. Ich habe Wagner verbannt aus meinem Herzen: deshalb ist es in meinem Herzen so leer geworden, und diese Leere tut weh. – Aber ist es nicht auch seine Schuld gewesen, dass ich ihn verbannen musste? Als ein Hilfesuchender, als ein Bettler ist er zu mir gekommen, und ich habe ihn mit meiner Großmut überschüttet. Ich habe es mir gefallen lassen, dass das Volk von München mich seinetwegen verhöhnte. Wie haben sie ihn dort genannt?, Welchen Spitznamen hatten sie für ihn? Lolus... ganz richtig: Lolus...“

Der König, in all seinem Schmerz, kicherte hysterisch ~~[illegible] Geda~~ in der Erinnerung an diese Abgeschmacktheit, die zu einer Zeit, da Richard Wagner bei ihm in allerhöchsten Gnaden stand, auf den Münchner Gassen populär gewesen war.

Lolus: dieses gehässige und dumme Schlagwort, mit dem man zugleich den König und seinen ehrgeizigen Favoriten treffen wollte, spielte frech auf eine historische Skandalaffäre der Familie Wittelsbach an: auf die berüchtigte Affäre nämlich des Königs Ludwig I. mit der Tänzerin Lola Montez, die der ~~[illegible]~~ bayrische Monarch zur Gräfin von Landsfeld avancieren ließ und um derentwillen er auf seinen Thron verzichten mußte. Verblichene Sensationen, vergilbter Klatsch: von den Stammtischen und den Journalisten, von den Weibern und den Gassenbuben wurde die Lola-Montez-Geschichte wieder aufgewärmt, als der junge König auf so provokante Art diesen extravaganten Musikschreiber, diesen Schuldenmacher und Abenteurer protegierte.

Lolus: jetzt, so viele Jahre später – Wagner war tot und er, Ludwig II., fand sich in einem Zimmer mit vergitterten Fenstern – wurde der König von einem bösen und etwas närrischen kleinen Lakaien geschmäht, da der bösartige und ordinäre Spottname ihm wieder einfiel.

‚Wie vieles habe ich mir bieten lassen – wie viel Beleidigungen habe ich hinnehmen müssen, um Wagners willen': dies war sein bitteren und gereizten Gedanken, Zum Danke aber ~~[illegible] dann~~ hat er mich verraten. Hat mich verraten an Cosima, an Bayreuth, an seinem Ruhm — um seines unglückseligen, frevelhaften Ehrgeizes willen. Das alles hat er mir angetan, und ich war nicht nur der, der ihn am meisten geliebt hat: Ich war auch sein König.' — Je suis ~~reckte sich und [illegible] wieder im [illegible]~~ le Roy des Roys! jubelte der Gefangene, ~~und~~ ~~[illegible] dann erschrak er über den Klang der eigenen Stimme in diesem öden Gemach; er zuckte zusammen; blickte scheu, mißtrauisch um sich, und setzte sich wieder.~~

Er dachte weiter — und sein Gesicht mit den großen, bleich gedunsenen Wangen, dem schlaffen Mund wurde starr vor Hochmut —: 'Natürlich mußte ich mich ganz von ihm zurückziehen und seinen Namen aus meinem Herzen verbannen, da er mich so fürchterlich verraten hatte. Sollte ich hinter ihm herlaufen wie eine unglückliche Liebende? Je suis le Roy, der geweihte Nachfolger bin ich der schönen großen Herren von Versailles. Große Macht ward mir anvertraut, von Gott dem Allmächtigen. Und wenn auch ~~die~~ die Familie Hohenzollern verwischte, mir einen Teil meiner Macht und Herrlichkeit zu entreißen: ich bin immer noch der Mächtigste auf Erden, dem erhabenen Louis XIV. an Ansehen, Charakter und Position auffallend ähnlich. Ich verzichte nicht auf meinen angestammten Thron und Herrlichkeit, einer Lola oder eines Lolis wegen – solch eine Schwachheit erwartet man doch ja/nicht von mir; vielleicht habe ich etwas dieser Art einmal erwogen, aber sehr schnell bin ich über solche Verirrungen ~~Gedanken~~ hinweggekommen .... Mir blieb anderes zu tun, als Wagnern, den großen Selbstsüchtigen und Ungetreuen, nachzutrauern. Ich möchte der Welt die Herrlichkeit meines Königtums zeigen und beweisen, der eigenen Größe möchte ich das unvergängliche Denkmal setzen. Schlösser möchte ich bauen, und Marmortreppen anlegen lassen in Parks, und Grotten anlegen lassen, durch die ich, in einer rosig-silbrigen künstlich angeleuchteten Dämmerung, spazieren fahren könnte im Nachen – alleine – spazieren fahren im geschmückten Boot.

'Denn natürlich war ich alleine', dachte, stolz und kummervoll, König Ludwig. 'Für den Fürsten von Mitternacht, gibt es keine Gemeinschaft. Wenn er Freundschaft will, dann ist er wohl gezögert, ~~[illegible]~~ von seiner einsamen Höhe für eine kleine Weile hinab zu steigen. — Nicht immer war der Platz neben mir leer, im Nachen oder in der goldenen Königskarosse. Manchmal saß ein Liebling neben mir, irgendein Jünger, mit schönen Haaren und mit schönen Augen. Aber die mochte ich alle verlieren ich hatte wohl auch nicht den Willen ~~[illegible], wollte [illegible]~~ sie festzuhalten ~~[illegible]~~ .... II Einer von ihnen ~~ein junger Schauspieler~~ hieß Kainz, Josef Kainz, an den erinnere ich mich ~~wohl~~ noch ~~am~~ gilt gerne besten. Er hatte eine Stimme aus Metall und einen eingekehrten leuchtenden Blick. Er war Romeo; aber ich rührte ihn an mit meiner Liebe — so wie Magier Gegenstände mit ihrem Zauberstabe anrühren und verwandeln —: da wurde er Hamlet. Da er durch die Be~~rührung~~gegnung mit meiner Zärtlichkeit reif und ganz er selbst geworden war, brauchte er mich nicht mehr: er ging auf und davon, wie die andern, wie alle andern.

Alleine, allein, so immer ganz allein.

Allein im Theater und im Opernhaus, allein an der Tafel und im Schlafgemach. Die Berührung mit Menschen beschmutzt. Menschen sind Pöbel. Der Fürst von Mitternacht will die Einsamkeit —: aber wie leidet er ~~unter~~ an ihr!

Manchmal empfing der Fürst von Mitter-

II Einer von ihnen, ein junger Schauspieler, wäre vielleicht würdig gewesen, in meiner Nähe zu bleiben ternacht eine fürstliche ~~Schwester~~ Verwandte, mir Bestimmte… eine wahre Braut — (obwohl man sagt, daß sie die Gattin des Kaisers von Österreich ist —: Elisabeth, die Einzige, die Meinesgleichen ist, meine Schwester in der Würde, meine Schwester im Schmerz.* Aber sie ~~blieb~~ verweilte immer nur ziemlich kurz. Sie berührte meine trostlose Stirne mit ihren trostlosen Lippen. Dann verneigten wir uns tief voreinander —: ehrerbietig der eine vor der andern Schmerz und Würde. Nach dem Stirnkuss und der Verneigung — den edlen Riten unserer einer furchtbaren, heiligen Lehre — blieb uns nicht ~~mehr viel~~ viel mehr zu tun. Sie raffte ihr schön besticktes Kleid; ich raffte ~~mit~~ den Purpurmantel, und wir schieden. Klagend riefen wir uns noch zu: 'Übers Jahr, meine Schwester — übers Jahr, mein Bruder, sehen wir uns wieder!'

Der Fürst von Mitternacht war der Einsamkeit geweiht wie eine Nonne dem Dienst des Herrn.

Der Anblick der Menschen beleidigte meine Augen fast immer. Schon das Tageslicht tat meinen Augen meistens weh. Ich zog die Nacht vor. Ich liebte die Nacht. Mein Meister, der zu Venedig die Augen schloss, hat die Nacht besungen wie keiner – aber dann hat er sie doch an den Tag verraten, an den grellen Tag nämlich seiner Ruhmeslaufbahn, seiner irdischen vergänglichen Karriere.

---

* Viel unterwegs: Möwen und Adler.

Ich aber liebte die Nacht, liebte ~~das~~ sie mehr und mehr, immer inniger, mit permanent wachsender ~~Z.~~ Zärtlichkeit – so dass mir Tag gehässig ein Gericht und Ärgernis wurde.

Nächtens wuchsen mir Flügel. Ich wurde der schwarze Schwan, breitete mächtige Schwingen und erhob mich zum Fluge über mein Land. Ich ließ Träume fallen auf mein armes Land – arm, weil es von sterblichen, verwirrenden, hässlichen Menschen bewohnt wird –, und dann ~~bis~~ senkte ich mich auf das Wasser einer meiner schönen Seen. Das Land der Wellen ist tröstlich fürs einen schwarzen, weinenden Königsschwan. Ich liebe das Wasser wie ich die Nacht liebe. Die Wellen machen die gleiche Musik wie die Nacht: ~~Rheingold-Musik, Tristan-Musik ...~~

„Aber nicht dieser Regen!" schrie der König, der mit Entsetzen zum Bewusstsein kam, dass seine Gedanken abwichen und verbotene Pfade gegangen sind in dieser Umstand gab er nun dem monotonen, zugleich einschläfernden und enervierenden Geräusch des Regens die Schuld. „Nur nicht dieser fürchterliche Regen!" schrie er gemartert.

Ich kann meine Gedanken nicht ordnen", empfand er verzweifelt, und starrte auf das nasse, schwarze Eisengitter vor dem geöffneten Fenster. Die Ärzte haben recht, wenn sie sagen, ich bin wirr im Kopfe. Aber wer hält das aus, was ich während der letzten vierundzwanzig Stunden ausgehalten habe? Die fürchterliche Nacht im Hohenschwangau; die entsetzliche Kutschenfahrt ... Und immer der Regen, immer dieser unbarmherzige Regen .... Außerdem habe ich wohl während der letzten Wochen zu reichlich Schlafmittel genommen ... Ich habe Schmerzen im Hinterkopf, und an den Schläfen tut es mir weh, und ganz besonders weh tut die Stirne ... Mein armer Kopf ist verwüstet von diesen Medikamenten .... Vielleicht sind die Medikamente auch giftig gewesen ... Den Ärzten und denen, die sie bezahlen, wäre es sehr wohl zuzutrauen, den gehaßten König mit gründlich präparierten Schlafmitteln allmählich um die Ecke zu bringen ...

Ich muß meine Gedanken ordnen.

Da ich über meine Zukunft zu entgefunden habe, ist es unbedingt notwendig, dass ich über meine Vergangenheit genaues Bescheid weiss; dass ich klar und verständig alles übersehe und begreife, was geschehen ist.

Was für eine Absurdität, das Wort „Zukunft" zu nennen! Als ob es etwas dieser Art noch geben könnte für mich — der ich am Ende, am Ende, am Ende bin. C'est la fin. Voilà la fin d'un Roy — voilà la fin!

Meine Zukunft — der Tod.

Meine Hoffnung — der Friede.

Ach, wüsste jemand, wie mein Herz nach ihm verlangt! Wagner hätte es vielleicht verstanden; aber er ist zum Verräter an mir geworden. Elisabeth begriffe es wohl; aber die ist nicht da. So begreife Du mich, mein Gott! So nimm ~~Dir~~ Dir die Mühe, in mein Herz zu schauen! Siehe, ich bin gierig danach, ausgelöscht zu werden! Höre mich, ich schreie nach der Vernichtung!

Zerrüttet von so viel Abenteuern bin ich angelangt an jener Stelle, wo es nicht weiter geht. Ich erwarte nur noch den Gnadenstoss — Gott, mein Herr, geruhe, mich nicht mehr lange warten zu lassen! Mögest Du mich bedenken, mein Allmächtiger Gott, dass ich nicht der Erste-Beste bin, nicht zur Canaille gehöre, du [illegible] Roy, denn ich bin es nicht gewöhnt, zu bitten, sondern zu befehlen.

Ach, was rede ich da, Herr Du mein Gott – Du weißt ja, ich habe zu viel Schlafmittel genommen und eine lange Kutschenfahrt hat mich übermüdet; verzeihe deshalb meine Verwirrtheit. Ich bin gar kein König. Von allen Elenden dieser elenden Erde bin ich wirklich am schlimmsten dran. Ich habe alles alles falsch gemacht. Mein ganzes Leben ist ein einziger Irrtum gewesen. Ich bereue jeden Tag, den ich gelebt. Hörst Du mich, Gott mein Herr? Ich bereue! Mein Fleisch war schwach und ich habe furchtbare Sünden begangen. Ich habe geliebt, wie man nicht lieben soll: Das vor allem bereue ich. Immer wieder habe ich versucht, die verbotenen Triebe im Zaum zu halten, die bösen Lüste zu zügeln. Ich habe mir selbst Befehle gegeben – „Enthalte Dich der sündigen, unnatürlichen Liebe!" –, ich habe die Befehle schriftlich niedergelegt – und dann habe ich [illegible] mich wieder sie vergangen; Ich, der König, mich vergangen gegen das Gesetz der Könige – das auch Dein Gesetz ist, mein Herr! Aber Du weißt ja, gerechter Gott, wie stark Satan ist in unserem armen Fleische – welches Staub war und zu Staub zerfällt.

Ich bereue, Herr. Ich bin ein Zerknirschter.

Aber ~~[illegible]~~ es ist Dir wohl bekannt, Herr: Ich habe sehr viel gelitten. Ich bin tief hinunter in den Abgrund des Leides gefallen.

Nun aber lass es genug sein, mein Gott der Gnade! Nun nimm mich zu Dir und erlöse mich von dem Übel. Denn es ist das Leben selbst, das Da-Sein, das Atmen-Müssen, das Sündigen-Müssen, welches ich das Übel heiße.

Meine Hoffnung – der Tod.

Du bist davon unterrichtet, Allwissender: Während der letzten Nacht in Hohenschwangau – ehe die Schergen mich zwangen, als ein Gefangener ihnen zu folgen –: da wollte ich meinen Tod erzwingen – aber was erzwingt man gegen Deinen Willen! Ich bat den sonst sehr zuverlässigen Friseur Hoppe darum, mir ein wenig Zyankali zu besorgen, aber der Haarkünstler behauptete, es sei kein Zyankali im Hause. Ein schönes Königsschloss, muss ich schon sagen: Voll von Schätzen und von Kostbarkeiten bis zum Dach, ~~und~~ nicht vorrätig ist die kleine Dosis von Gift, die vonnöten wäre, um dem gesalbten Hausherrn den Frieden zu verschaffen – den Frieden, nach dem er lechzt.

Ich befahl auch meinem Diener, dem braven Weber, mir die Schlüssel zum Turm zu bringen: meine Absicht war, mich vom hohen Türen zu stürzen. Der Schlüssel war nicht zu finden. Die ungetreuen Diener hatten den Schlüssel verloren.

Meine Leibwache forderte ich auf, mich niederzuschießen. Der Soldat nahm stramme Haltung an und rührte sich nicht.

Alle meine Versuche hast Du scheitern lassen, unergründlicher Gott. Nun lass es genug sein! Quäle mich nicht länger! Nimm meine arme Seele zu Dir!"

Der König hatte die Hände zum Gebet gefaltet. Er war im Begriffe, vom Sessel herunter, in die Knie zu sinken, um kniend seinen Tod von Gott dem Herrn zu erflehen. Aber ehe noch seine Knie den Boden berührten, sagte in seinem gemarterten Haupt wieder der andere Gedanke: „Du musst dich zusammennehmen; denn du bist der König. Vor den Schranzen, die dich wahrscheinlich durch ein Guckloch in der Türe beobachten, musst du dich zeigen, wie es des gesalbten Herrschers würdig ist. Du bist der Nachfolger und geistige Erbe, des Sonnenkönigs, des Louis XIV., des schönen großen Königs von Versailles. Deine Schlösser im Herzen von Bayernland sind mindestens ebenso prachtvoll wie die Paläste deines erhabenen Vorgängers. Le Roy des französischen Roys kniet nicht nieder, um von Gott den Tod zu erflehen. Übrigens ist gar nicht der Tod meine einzige Zukunft und Hoffnung. Im Gegenteil, ich habe ganz andere Zukunftsmöglichkeiten und sehr andere geartete Hoffnungen. Gleich – in ein paar Minuten schon – werde ich mich mit diesen auseinandersetzen und klaren Geistes beschäftigen. Nur muss ich erst ein wenig Ordnung in meine Gedanken bringen und mich recht deutlich erinnern, warum, wie, unter was für Umständen ich in diese abgeschmackte Lage, in diese einspannende Gefangenschaft geraten bin.'

Ludwig war wieder ans Fenster getreten. 'Sieh an, ein Gitter!' dachte er trotzig. 'Warum ~~[illegible]~~ kein Gitter? Mich stört es nicht. Vielleicht hat man es wirklich nur aus dekorativen Gründen hin angebracht. – Ein nasses Gitter – vom Regen nass. Seit einiger Zeit regnet es ziemlich stark. Bitte, soll es doch regnen. In einem Lodenmantel kann man trotzdem spazieren gehen. Ich habe sogar ausgesprochen Lust, in einem Lodenmantel zu promenieren. Am See gibt es herrliche Pfade. Medizinalrat von Gudden – Repräsentant der Wissenschaft – könnte mich begleiten ..... Eine charmante Vorstellung: Mit dem Medizinalrat, dort entlang, mit ihm plaudernd, am Wasser ...

Die Wissenschaft erklärt, ich sei zu krank und müsse eine Kur gebrauchen. Ich, der König, sei geisteskrank – wagt die Wissenschaft zu behaupten –, und nicht mehr fähig, mein hohes Amt zu erfüllen. Mein tüchtiger Onkel Luitpold soll Prinzregent werden; der sogenannte Kaiser ~~aus~~ hat aus Berlin ~~der~~ sein Einverständnis zu meiner Entmündigung gegeben. Der sogenannte Kaiser, die Wissenschaft und meine liebe Familie: sie arbeiten einander schlau und gewandt in die Hände. Ist auch der Fürst von Bismarck mit dieser sauberen Gruppe im Bunde? Doch wohl nicht ganz. Der Fürst kennt mich, weiß mich als Politiker zu schätzen – er brauchte mich ja, um seine großartige „Reichsgründung" durchführen zu können –; der Fürst läßt sich nicht so schnell einreden, daß ich, der König von Bayern – in seinem „Reich" zwar nicht mehr die erste Person, aber ~~doch~~ immerhin noch die zweite –, daß ich geisteskrank sei. Der Fürst hat einen sehr klaren Kopf. Der Ratschlag, den er mir zuletzt gegeben hat, war wirklich gar nicht so übel – nur daß leider mein Gesundheitszustand durch das Schlucken zu vieler Schlafmüt damals schon zu verdüstert gewesen ist, dass ich diesem Ratschlag nicht mehr nachkommen konnte. — Der Fürst meinte, ich sollte, um alle bösen Gerüchte um mich zu zerstreuen, nach München fahren, mich dem Volke zeigen und zu ihm reden. Gar kein so schlichter Einfall: Meine häufigen Kopfschmerzen und mein Widerwille vor der Canaille, dem Gestank des Pöbels hinderten mich daran, ihm zu folgen.

Aber meine Gedanken schweifen schon wieder ab. (Ach, dieser Regen! Cette pluie morne!) Nicht um Bismarck und seine mehr oder minder vortrefflichen Einfälle handelt es sich; sondern darum: dahinter zu kommen, was für *Vorwände* diese ruchlose, ungläubige, verdammte Wissenschaft benützt, um mir, dem Herrn, so viel Ungerechtigkeit und Schmach anzutun. V*

V* Man sparte sich sogar die Mühe, mich zu untersuchen. Man bekräftigte, *Indizien* genug gegen mich zu haben —: Indizien, wie gegen einen Mörder!

Muss ich fürchten, dass die Wissenschaft von meinen *wirklichen* Sünden, von den scheinbaren Schwachheiten meines Fleisches unterrichtet ist? Aber wer könnte mich verraten haben? Die, mit denen ich mich lasterhaft verging, haben mir alle Verschwiegenheit gelobt, und es samt und sonders brave, mir ergebene junge Leute gewesen. Oder versteht es die Wissenschaft, in meinen Gedanken, in meinen

Herzen zu lesen; die furchtbare Reue über den Fall meines Fleisches aus meinem leidvollen Blick zu erraten? ~~[illegible]~~, Welch ein Unsinn! So weit ist diese verfluchte Wissenschaft nicht, so weit wird sie niemals gelangen! Mit meiner großen Sünde bin ich ganz allein, oder habe doch nur die als Mitwisser, die meine Partner gewesen sind im sündigen Spiel .... Übrigens gelobe ich mir nun ~~alles~~ allen Ernstes, dass ich von jetzt ab Widerstand leisten werde den verderbten, ausschweifenden Neigungen. Nur noch die psychische Liebe sei mir erlaubt; die physische streng verboten. Auch das Küssen kommt nicht mehr in Frage: Ich, der König, befehle es. Mein kleiner Stallknecht, keinen Chevauxleger schaue ich mehr an: Die begehrlichen Blicke sind Ausdruck unwürdig eines gesalbten Herrn. Adoration à Dieu et la sainte religion! Obéissance absolue au Roy et à sa volonté sacrée! Ich bin der König!!

.... Wenn die Wissenschaft mir diese Verfehlungen vorhielte, müsste ich schweigen. Was sie mir indessen wirklich zum Vorwurf macht, das sind Lächerlichkeiten.

War es nicht eine Selbstverständlichkeit, wenn ich von meinen Dienern verlangte, daß sie ihre schwarzen Masken vor dem Gesicht bei mir trügen? Ich konnte den Anblick ihrer Menschengesichter nicht ertragen: entweder er ekelte mich, oder er weckte die bösen Lüste in mir... ~~Wen~~ Und war es nicht nur natürlich, daß ich gewisse Strafen über sie verhängte, wenn sie sich vermessen und vergeßlich zeigten, und zu schwach, eine Nacht ein paar Stunden mit mir zu wachen? Ja, ich befahl, sie zu foltern: das war mein Recht; denn ich bin der König. Manchmal fiel es mir sogar schwer, solches anzuordnen; ich tat es mit Selbstüberwindung: denn unter denen, die ich züchtigen lassen mußte, ~~war~~ gab es vielleicht einen, dessen Anblick mir gar nicht unangenehm, oder gar zu angenehm war...

Die Wissenschaft hat die Stirne, mir die gerechte Strenge, die ich gegenüber der eigenen Dienerschaft walten ließ, als Zeichen geistiger Verwirrung auszulegen!

Sie hat auch die Stirne, mir vorzuwerfen, daß ich mich von den unaussprechlich langweiligen öffentlichen Geschäften, den Staatsgeschäften in allerletzter Zeit ein wenig zurückzog. Warum sollte ich die Minister empfangen, die häßlich aussehen, von denen ich weiß, daß sie heimlich gegen mich intrigieren und die mir öde, meistens lügenhafte, oft auch ganz unverständliche Vorträge halten? Warum sollte ich in die Hauptstadt, nach München, fahren, wo in engen, stinkenden Gassen sich der Pöbel drängt? Ich ~~[illegible]~~ hatte anderes zu tun. Ich bin der Herr der Schlösser. Ich mußte bauen lassen, ~~mußte ich~~ die unvergänglichen Denkmäler mußte ich mir errichten, und mußte in meinen zahlreichen Palästen so leben, wie es des gewaltigen Herrschers, des hohen Freundes der schönen Künste würdig ist: den Versen der großen Dichter nachträumend; nachträumend den Melodien des ~~gr~~ Meisters – den unsterblichen Melodien meines Meisters ... Was sollte ich noch in der Stadt? Nicht einmal das Theater machte mir mehr Vergnügen. Seit ich Wagner verloren hatte, seit ich Joseph Kainz nicht mehr ~~[illegible] Hauptstadt~~

~~[illegible]~~ als Romeo oder Mortimer sehen konnte, reizte mich am Theater nichts mehr. Kaiser-ehrgeizig fast wie Wagner – hatte meine Hauptstadt verlassen, um in größeren Städten fremdem Volk Komödie vorzuspielen ... Nein, in München gab es gar nichts mehr für mich ... ~~[illegible]~~ ~~[illegible] Schlössern~~ Zu Hause fühlte ich mich nur in meinen schönen, einsamen Schlössern ... Wenn man mir nur Zeit ließe, würde ich mir noch ein paar Schlösser dazubauen: das ist sogar sehr wichtig und notwendig ... Zum Beispiel müßte die wundervoll gelegene Burgruine Falkenstein ausgebaut und in einen Palast verwandelt werden...

Freilich, ich weiß ja: die freche, gottlose Wissenschaft behauptet, daß auch, oder gerade, meine Freude am Schlösser-Bauen krankhaften Charakter habe. Was für ein ~~[illegible]~~ rücksichtsloser Unsinn! Als ob es nicht die natürliche, von Gott gewollte und ruhmreiche, seit Jahrtausenden geübte Betätigung für Monarchen wäre, Schlösser aufzurichten! Wenn ich ein Narr bin, weil ich die Schlösser liebe, dann wäre auch mein großer Vorgänger und unsterblicher Vetter, der göttliche Bourbon, Sonnen-

König von Frankreich, Louis XIV, ein Narr gewesen. Hat dieser erhabene Mann sich etwa ~~[illegible]~~ durch kleinliche Bedenken finanzieller Art von der Ausführung seiner schönen Pläne zurückhalten lassen?

Immer schwatzen sie mir vom Gelde! Wie ich dieses Wort hasse – wie ich es verachte: Geld... Fast so widrig ist es mir wie das Wort „Wissenschaft": Beide genommen, das Geld und die Wissenschaft, beherrschen ja wohl – wie man mir versichert – dieses elende, entgötterte Jahrhundert.

Als ich noch ein Knabe war, quälte uns der niederträchtige, mich mein Hochseliger Vater, indem er uns – dem armen Bruder Otto und mir – nur ein paar Gulden Taschengeld in der Woche genehmigte. Niemals konnten wir uns etwas kaufen, ~~wir~~ armen, waren wir ~~[illegible]~~ gleich den Bettelkindern war, die Prinzen! Ich erinnere mich noch, wie mein armer Bruder Otto zu einem Zahnarzt lief, der für schöne gesunde Zähne Geld bot. Mein armer Bruder wollte seine beiden Reihen weißer Zähne hingeben, um nur ein paar Gulden zu bekommen und sich etwas kaufen zu können, was ihm Freude gemacht hätte. So weit hat uns arme Prinzen der fürchterliche Vater – getrieben: Seine Majestät

König Maximilian von Bayern, verflucht sei sein Angedenken.

Er starb — ich saß einige Minuten lang allein an seinem Bette, als er sterben mußte, und ich starrte ihn an, und wir hatten uns nichts zu sagen —, und ich war der junge König, und plötzlich hatte ich alles, was mein kühnes Herz begehrte.

So meinte ich damals. Ach, wie täuschte ich mich! Als ich ein wenig Geld für Richard Wagner brauchte, kamen die Minister und tadelten mich, und sogar die Zeitungen brachten die Frechheit auf, mich anzugreifen! Ich rettete das eine große Genie der Epoche vor dem Elend; ich sicherte ihm den Platz in der Welt, der ihm zukam — und diese Staatsbeamten rechneten mir vor: Den Etat überschritten, 10 000 Gulden zu viel ausgegeben — oh pfui, pfui, pfui, mich schüttelt's, wenn ich daran denke …

Ärger wurde es noch, als ich erkannt hatte, was mein eigentlicher Auftrag war — zu bauen —; als die schönen Schlösser Linderhof, Neuschwanstein, Herrenchiemsee nach meinem Plan und königlichen Geschmack entstanden. Man langweilte, erzürnte, marterte mich mit dem öden Geschwätz: Geld Geld Geld … Schulden Schulden

Schritten ... Siebeneinhalb Millionen Schritten hast du gemacht –: das müßte ich mir weit einlängst wieder anhören. Siebeneinhalb Millionen: zufällig habe ich mir die Zahl gemerkt. Aber was gehen Zahlen mich an? ~~[illegible]~~ Je suis, le Roy!

Wahrhaftig: unter elenden Vorwänden hat die Wissenschaft ihr furchtbares Verbrechen an der gesalbten Majestät begangen! Wüßte ich nicht, daß der Tag der Vergeltung kommt und daß der Herr mein Gott Sein Jüngstes Gericht halten wird: ich müßte verzweifeln – ~~ich~~ müßte irre werden an der Gerechtigkeit der Weltordnung.' –

Der Regen rauschte. Die Bäume des Parkes empfingen geduldig die schwer und reichlich fließenden Tränen des niedrig hängenden Himmels.

Der Regen begleitete mit ~~[illegible]~~ seinem großen Rauschen den stummen ~~Monolog des gefangenen Königs~~ und verwirrten, zerknirschten und aufbegehrenden Monolog des gefangenen Königs.

Durch ein Guckloch, das an einer unauffälligen Stelle in der ~~Tür~~ ~~verschlossenen~~ Türe angebracht war, beobachtete ein Wärter, im Auftrag des Medizinalrates von Gudden, jede Bewegung Seiner Majestät.

Der Wärter sah, wie Seine Majestät mit geschlossenen Augen eine lange Zeit unbewegt und aufrecht am Fenster stehen blieb. Das einzige Zeichen von Erregtheit, das der Angestellte an seinem königlichen Gefangenen bemerkte, war, daß Ludwig beide Hände zu Fäusten geballt hatte. Das Gesicht des Königs — dieses große, graubleiche, aufgeschwemmte Gesicht mit den tiefen schwarzblauen Schatten auf den geschwollenen Lidern — war starr wie das Gesicht eines Hypnotisierten.

Ludwig, regungslos am vergitterten Fenster stehend, durchlebte noch einmal — zum wievielten Male? — das Drama der letzten Tage, die Katastrophe der gerade erst vergangenen vierundzwanzig Stunden.

Als die Hofkommission zum ersten Mal aus München, unter der Führung des Grafen Holnstein und mit dem ~~[illegible]~~ Begleitschreiben des Prinzen Luitpold, ~~an~~ vor Schloß Hohenschwangau erschien, um Seine Majestät als Geisteskranken gefangen zu nehmen — da mußte sie zurückweichen vor dem erbitterten Widerstand der Bevölkerung. Der Leiter der Gendarmerie von Hohenschwangau hatte das versiegelte Schreiben des Prinzen Luitpold zerrissen und dem Grafen Holnstein ins Gesicht gesagt: „Ich kenne nur einen Befehl, und der kommt von Seiner Majestät!" —: Ludwig, vor dem vergitterten Fenster, spürte noch einmal den Triumph, der ihn fast bis zu Tränen erschüttert hatte, als ihm diese Nachricht überbracht worden war. – Der Amtmann von Hohenschwangau war im Begriff gewesen, die Münchener Hofkommission als Rebellen gegen den Monarchen gefangen nehmen zu lassen. Ludwig ergötzte sich an der Erinnerung. Sie bewies ihm: Das Volk liebt mich. Für mich sind die einfachen Leute – sie haben den Instinkt für die rechte Größe. Unzweideutig steht das Volk zu seinem angestammten Herrn – gegen die höfischen und ministeriellen Intriganten.

Freilich, bei ihrem zweiten Erscheinen war die Münchener Kommission erfolgreicher – ach, wie zu erfolgreich war sie gewesen!

Diese letzte Nacht im Schloss Hohenschwangau; diese letzten Stunden, ehe er, vom Doktor Gudden geleitet, die schwarze verschlossene Kutsche besteigen mußte: Ludwig – sich an der vergitterten Fenster lehnend – sieht diesem Abschluss der eigenen Tragödie zu, wie dem fünften Akt eines Trauerspiels von Schiller. Aber kaum der Helden in den Dramen des geliebten Klassikers war so einsam, wie Ludwig es in diesen Stunden gewesen ist. Man hatte ihm alles genommen – noch den letzten Ritter und Getreuen, der ihm geblieben war, den jungen Flügeladjutanten, Graf Dürckheim:

ihm hatte das Münchner Kriegsministerium unbarmherzig von der Seite des Königs gerufen.
So einsam – empfand Ludwig, bitter und stolz –, so ganz verlassen ist noch keiner gewesen. Seine einzige Gesellschaft in jenen Stunden war der ewig rauschende Regen – echte [illegible], echte [illegible] –, und die beiden Lakaien Mayr und Alfons Weber. Sogar der Kutscher – ein braver und ergebener Mann, er hieß Osterholzer – durfte nicht mehr in die Nähe des Monarchen kommen: Man fürchtete wohl, der König könnte sich von ihm zur Flucht nach Österreich verhelfen lassen.

Was für eine schöne Szene war es gewesen, als der gefangene Fürst seine letzte Habe an die treuen Diener verteilte: Ludwig, in der Erinnerung, genoß noch einmal den tragischen Reiz dieses edlen Vorgangs, der an den Abschiedsszenen der unglücklichen Maria Stuart von ihren Kammerfrauen gemahnte. Alfons Weber hatte 1200 Mark in Bar, eine Brillant-Agraffe und einen Schein auf 25 000 Mark erhalten, von dem übrigens ungewiß war, ob er jemals eingelöst werden würde. Auch sein Gebetbuch hatte der König dem Lakaien überreicht und dazu gesprochen: „Bete für mich! Ich brauche nichts mehr!" –:

so, als ob es nötig gewesen wäre, Webern zur Annahme der Geschenke mit diesen freundlichen Worten zu überreden – während der Bediente dort nicht im Mindesten gezögert hatte, die Aufmerksamkeiten zu akzeptieren.

Nachdem diese schöne Zeremonie erledigt war, hatte Ludwig damit begonnen, ziemlich viel Rotwein und Cognac durcheinander zu trinken: er meinte jetzt noch, in der Erinnerung, den scharfen Geschmack der Alkoholika auf der Zunge zu spüren. Rauchend und trinkend war er im Esszimmer auf und ab gerannt. So hatte der Medizinalrat von Gudden ihn angetroffen, als er erschien, um den König in die verschlossene Kutsche zu bitten.

„Majestät, das ist die traurigste Aufgabe meines Lebens!" hatte der Doktor beschwichtigend gesprochen.

Ludwig sah die verhasste Fratze des Gelehrten so deutlich vor sich, dass er die Faust hob, um in sie hinein zu schlagen: der Wärter an seinem Guckloch konstatierte es mit einigem Schrecken.

Das Bild Guddens, die Erinnerung an seine ölige Stimme scheuchte der König von sich wie einen Albtraum. Er riss die Augen auf, reckte sich und beschloss:

„Ich muss mir darüber klar werden, auf welche Weise ich loskomme von diesem satanischen Ungeheuer."

„Ich muss schlau sein!" sagte sich Ludwig. „Ungeheuer schlau und listig muss ich mich verhalten. Man meint wohl, ich werde diese unwürdige Gefangenschaft hinnehmen, wie mein armer Bruder Otto sie hinnimmt? Man irrt sich. Ha ha", kicherte der König – plötzlich voll guter Hoffnungen, triumphierend gestimmt und fast amüsiert im Gedanken an die Verwicklungen, die aus dem Kampf zwischen ihm und Herrn von Gudden resultieren mochten, „ha ha ha, man irrt sich gewaltig!"

„Es gibt für mich nur zwei Möglichkeiten", überlegte er. „Alle beide sind eine Blamage für die Wissenschaft und eine Verlegenheit für da meinen teuren Onkel, den Prinzen Luitpold. Entweder ich sterbe – was für mich einen grossen Trost, eine schöne Wohltat, und für ganz Europa eine gewisse Sensation bedeuten würde –: entweder also ich sterbe, als das Opfer meiner Peiniger, als das Opfer Luitpolds und der Wissenschaft –; oder ich richte mein eigentliches Königtum auf, mein Volkskönigtum, in dem kein Minister, kein Landtag mehr etwas zu sagen hätten.

Das Volk liebt mich — ich weiß, daß mein Volk mich liebt. Die alte Wirtin, die mir auf der fürchterlichen Kutschenfahrt — auf diesem Passionsweg von Schloß Hohenschwangau nach Schloß Berg ein Glas Wasser reichte — die brave alte Wirtin in der Ortschaft Seeshaupt hat mir zugeflüstert, daß die oberbayrischen Bauern mit Flinten und Sensen sich bewaffnet haben, um mir, ihrem König, zu helfen — um mich zu befreien. Auf der anderen Seite des Starnberger Sees, in den Wäldern drüben, sollen viele bewaffnete Bauern sich gesammelt haben. Mit ihnen könnte ich in die Berge entfliehen, um dort mein echtes Königtum aufzurichten. Der See ist schmal, es ist gar nicht weit bis zum anderen Ufer, ich bin ein recht guter Schwimmer — bin ein starker Mann, immer noch, obwohl der übermäßige Genuß von Schlafmitteln und die vielen Aufregungen meine Kräfte etwas verringert haben. Ich muß alles riskieren, alles auf diese Karte setzen: entweder Tod — oder echtes Königtum ... Ich muß meinen Plan fassen ... Ich habe schon meinen Plan ...'

Der König ging vom Fenster zu dem Tisch in der Mitte des Zimmers. Er bewegte die Glocke, die auf dem Tisch stand. Sofort öffnete der Wärter, der draußen gelauert hatte, die Türe. Der Wärter verneigte sich tief und erkundigte sich, was für Wünsche Seine Majestät hätten. In Ludwigs Augen war ein boshaftes, wildes und dabei fröhliches Funkeln, als er mit sehr sanfter Stimme sagte: „Ich würde gerne einen kleinen Rundgang durch die Säle des Schlosses machen. – So viele Erinnerungen", fügte er, wie um Entschuldigung bittend, beinahe demütig hinzu, „so viele Erinnerungen gibt es für mich im Schloss Berg."

Der Wärter – ein gesunder, etwa vierzigjähriger Mann mit rotem Gesicht und stark vortretendem runden Bauch –, der Wärter, ein Familienvater, Kegelbruder und Biertrinker, zögerte eine Sekunde, ehe er erwiderte: „Wie es Eurer Majestät beliebt." Er trat beiseite, um Ludwig den Weg durch die Türe frei zu geben. Ludwig, ehe er das Zimmer verließ, warf noch einen schiefen, nachdenklich-nüchternen Blick auf das vergitterte Fenster.

~~Der König ging~~, Ziemlich rasch eines elastischen Ganges, ging er durch den Korridor, ~~auf~~ dessen gewölbte Decke das Geräusch seiner Schritte auf dem Steinboden widerhallen ließ. Der Wächter folgte ihm in gemessenem Abstand.

An einer der Säulen hing ein großes Gemälde, das den König zeigte, wie er ausgesehen hatte, als er jung und wunderschön gewesen war: so schön, daß von seinem Anblick das Volk erschüttert war wie von einem Mirakel. Auf dem Bilde trug der junge Herrscher die Uniform eines bayrischen Generals und den breit geöffneten Krönungsmantel aus Hermelin.

Vor diesem Portrait seiner selbst – das kaum noch dem Menschen glich, der er heute war – verweilte Ludwig eine lange Zeit. Der ~~Diener~~ Wächter, in gemessener Entfernung, wartete geduldig, respektvoll und doch nicht mißtrauisch.

Ludwig hatte wieder seinen Taschenkamm gezogen und damit begonnen, sich mechanisch durch die lockige, etwas fettige Frisur zu fahren. Angesichts ~~des~~ der gemalten Schönheit – die irgendwann einmal seine eigene Schönheit gewesen war – überwältigten ihn wieder die Erinnerungen.

'Ja, ich war der junge König', dachte er ergriffen. 'Ich hatte die adlige Schönheit,* vor welcher das Volk in die Knie brach: die leuchtende Stirn, das sanfte flam-

* die Schönheit Lohengrins, den der Entzückten Schwan über 54 die Fluten trägt zum derer am Ufer;

wurde mündig. Wahrlich, dieser junge König, der ich gewesen bin, er hätte es verdient, in einer anderen, stärkeren, schöneren, gesünderen Zeit, ~~ge~~ als die unsere eine ist, zu leben und zu regieren. Was habe ich denn angefangen mit meinem Königtum?

Es hat zwei Kriege gegeben, während ich Herrscher war. Keiner von beiden war heroisch oder abenteuerlich; an keinem von beiden war ich innerlich stark beteiligt. Der eine von beiden, 1866, gegen die Preussen, ging für mein Bayernland schnell und unglücklich zu Ende. Der andere, 1870, *mit* den Preussen, gegen das edle Volk der Franzosen geführt, liess aus dem König von Preussen den sogenannten Kaiser von Deutschland werden – mehr noch, ich musste mich noch zu der unwürdigen Komödie hergeben, den Hohenzollern, den Barbaren, den Protestanten, den Preussen die Kaiserkrone feierlich anzubieten.

Was habe ich gemacht mit meinem Königtum? Ich habe mich vom Ministerpack brüskieren und von den Zeitungsschreibern kritisieren lassen müssen. Ich habe zu den Grossen dieser Zeit gehört, aber wer sind schon die Grossen dieser Zeit, im glanzlosen, glaubenslosen, materialistischen Neunzehnten Jahrhundert?

Manchmal war es ~~ganz lustig~~ sehr unterhaltend, einer der Größten der Epoche zu sein: zum Beispiel damals, als ich noch sehr jung und schön gewesen bin, in Bad Kissingen. Damals war meine Schönheit und Jugend in aller Munde, die kleine Zarentochter, Maria Alexandrowna, schien ein wenig verliebt in mich zu sein; man gaffte uns nach, wenn wir miteinander spazieren fuhren; es war ~~ganz~~ recht drollig: man ~~sagte~~ hielt uns schon für verlobt…

Aber ich verlobte mich nicht mit dem Zarenkind; ich verlobte mich mit meiner Base Sophie – ach, warum habe ich das wohl getan? Damals, als ich mich mit Sophie verlobte, hätte man mich ~~wegen~~ als Verrückten einsperren können; nicht heute, nicht jetzt, da ich alle Fehler meines Lebens in ihrer Bitterkeit, ihrer Peinlichkeit, Traurigkeit, ihrer nie wieder gut zu machenden Schwere erkenne.

Ich liebte Elisabeth – von allen Frauen nur dich, Elisabeth, nur dich, meine schöne, unerhört schwermütige, mir innig nah verwandte Freundin! – und ich meinte, meine Liebe zu Elisabeth auf Elisabeths Schwester, meine arme Base Sophie übertragen zu können. Ich schickte der armen Base Rosensträusse nach Possenhofen (am Starnberger See), wo sie bei ihrem Vater heirate; ich schrieb ihr auch hübsche Briefe, ich nannte sie „meine Elsa", ja, ich dachte wohl wahrhaftig, ihr Lohengrin, ihr Schwanenritter könnte ich sein. Dann verlobten wir uns. Ganz Bayern freute sich, weil der junge König sich mit seiner Cousine, der Schwester der Kaiserin von Österreich, verlobt hatte. Sophie aber weinte meistens während unserer Verlobungszeit. Erst weinte sie nur, weil ich niemals ihren Mund küßte —: das schwöre ich dir, Elisabeth, niemals habe ich Sophiens Mund geküßt — so wenig wie ich den deinen je geküßt habe. Dann weinte sie, weil ich die Hochzeit immer wieder hinausschob. Und schließlich weinte sie, weil ich die Verlobung leider auflösen mußte. Die arme Base — nein, sie war nicht häßlich, so weit ich mich erinnere, aber auch keineswegs besonders hübsch —, die sitzengelassene Cousine heiratete ein Jahr später irgendeinen französischen Herzog. Damals haßte ich sie schon nicht mehr. Aber ich hatte sie sehr gehaßt, während unserer Verlobungszeit. Kurz ehe ich mich dazu entschloß, unsere Verlobung rückgängig zu machen, was ich so früh-

[illegible] gereizt gegen die arme [illegible] Person, daß ich ihre Marmorbüste – ein ziemlich großes Ding, und es war schwer zu heben – aus dem Fenster meines Arbeitszimmers in der Münchener Residenz auf das Straßenpflaster schleuderte: ich höre noch den Krach, den die marmorne Sophie vollführte, als sie zerbarst.

Ein paar Scherben aus Marmor: mehr bleibt mir nicht in der Erinnerung an meine so verfehlte Brautschaft mit der armen Base.

Ach, nur Verluste bleiben mir in der Erinnerung. Verluste, wohin ich schaue und wohin ich denke.

Weh mir: Verloren.

Auch dich verloren, meine Elisabeth. Dich nie besessen, und dich doch eingebüßt. Wie lange ist es, daß wir uns nicht gesehen haben, meine Freundin? Wann sehen wir uns wieder, meine süße Schwester?' –

Der König legte seine große weiße Hand an die Stirne. Dann ging er weiter, um – gefolgt vom Wärter – die erinnerungsvolle Inspektion von Schloß Berg zu beenden.

Am längsten blieb er stehen in dem Raum, wo er zum ersten Mal Richard Wagner empfangen hatte: das war zweiundzwanzig Jahre her.

Oh, unvergeßliche, ~~sehr~~ schön romantische und höchst rührende Situation: der Meister – schon alternd aber noch kaum berühmt – zum ersten Mal vor seinem jungen, strahlenden Fürsten. Welche Wonne war es für den jungen, strahlenden Fürsten gewesen, diesem „alten Zauberer" – wie Wagner sich in der späteren Zeit der Vertraulichkeit wohl scherzhaft ihm gegenüber genannt hatte –, diesem Magier, dem sein Herz zuflog, mit seiner Gnade zu überschütten. Der alte Hexenmeister konnte damals die Huld des schwärmerischen Jünglings-Fürsten wohl gebrauchen; denn zu dieser Stunde war Wagner ein ruinierter Mann. Der Sekretär Seiner Bayerischen Majestät, Herr Pfistermeister, mußte den Komponisten des „Lohengrin", den kennen zu lernen sich sein Monarch nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, an vielen Orten suchen, bis er ihn ~~in der Nähe~~ nicht weit von Stuttgart, im Hause eines Kapellmeisters, fand. überreichte dem ~~Meister~~ Komponisten, Herr Pfistermeister ~~überreichte~~ ein Portrait der Bayerischen Majestät und schönen, dicken Brillantring: dies als die ersten Aufmerksamkeiten von Seiten des königlichen Jüngers. Viele andere, und gewichtigere, sollten ihnen folgen. –

Ein Schluchzen bewegte den König die

der sich auf der Flucht vor
seinen Gläubigern befand

einem
nicht ziemlich

Brust und stieg ihm bis in die Kehle, da er nun deutlicher wahrnahm, wie groß und wunderbar diese Freundschaft gewesen.

Ludwig empfand: „Vorhin, in dem Zimmer mit den vergitterten Fenstern, habe ich auf eine schlechte Art an meinen großen Geliebten gedacht. Sind mir nicht sogar gehässige Erinnerungen gekommen an gewisse Ungelegenheiten, die er mir einst bereitet, und daß man in München geschmacklos genug war, ihn „Lolus" zu nennen, mit frivoler Anspielung auf die Mätresse meines Großvaters, Fräulein Montez? Oh, pfui über mich! und über meine müßige Art des Denkens! Alles was in meinem Leben schön und lebenswert war, hing mit ihm, meinem angebeteten Meister, zusammen. Er kannte mich, er erzog mich, ja, er liebte mich auch. Wie durch Offenbarung wußte er um alles, alles, was vorging in meinem Herzen. Er verstand meine Schwächen und meine Möglichkeiten zur Größe. Er lehrte mich, wie man König zu sein hat. Ohne seinen bedeutenden Zuspruch hätte ich mein schweres Amt nicht ausgehalten. Wie oft wollte ich abdanken, auf die Krone verzichten: Wagners weise und strenge Mahnung hielt mich von so sündiger Torheit zurück. „Erhabener, göttlicher Freund!" rief ich ihm zu. „Sie sind Gott! Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reich der Weltennacht bleibe ich der Ihre!" So ohne Vorbehalt, so glühend, so ganz und gar floss meine Seele ihm zu. „Dir geboren, Dir erkoren! Dies mein Beruf!" —: ich weiss noch, dass ich solche Zeilen an ihn schrieb, und dass sie die Lauterkeit, die Leuchtkraft meiner Wahrheit hatten. — Was für herrliche Gespräche haben wir miteinander genossen! Damals, in der ersten Zeit unseres grossen Bundes, als ich hier, im Schloss Berg wohnte, und Wagner in der herrlichen Villa unten am See, die ich selbst für ihn ausgesucht hatte. Ich schickte ihm meine Kutsche, er kam, wir sprachen ... Oh, Seligkeit! Oh, einzige Seligkeit meines armen Lebens!'

Ludwigs Herz war ergriffen wie damals, als der Jüngling zum ersten Mal in Wagners herrschendes Antlitz geblickt hatte. ‚Ja, ich habe ihn geliebt', gestand der Ergriffene, der sich jener bitteren, schlimmen, starren Stunden mit dem Meister nicht mehr entsinnen wollte. ‚Wie ein Schüler den Meister liebt, liebte ich diesen.' Und er dachte schamlos: ‚Wie eine Frau den Mann liebt, so liebte ich Wagnern.'

Sein heißer Wunsch und sein Bedürfnis war, niederzuknieen auf diesem Boden, wo der Meister zum ersten Mal vor ihm gestanden hatte. Er beherrschte sich aber. Zu dem Wärter gewandt, der [illegible] in wartender Haltung an der Türe stehen geblieben war, sagte er mit einer Stimme, die sehr sanft und beinah zärtlich ~~klang~~ tönte:

„Dieses hier ist mir das liebste Zimmer im Schloss Berg."

Hätte der Wärter Augen gehabt, zu sehen, er hätte bemerken müssen, dass das Gesicht seines armen Herren sich verjüngt und verschönt hatte, überglänzt von der Erinnerungen. Wahrhaftig: Ludwigs Gesicht glich in jenem Augenblick fast jenem, das der Götterjüngling auf dem Bild im anderen Saal hat – le jeune Roi, der Geliebte des Volkes, mit dem Krönungsmantel um die starken Schultern.

Der Wärter aber war ein stumpfer, dicker Mann – ! Familienvater, Kegelbruder und starker Bierkonsument. Er verneigte sich nur und sagte: „Wie es Eurer Majestät beliebt."

*

Den Rest des Tages verbrachte der König sehr ruhig in seinem Zimmer mit den vergitterten Fenstern. Er betrug sich freundlich gegen jedermann, sogar gegen den Medizinalrat von Gudden. Der ~~[illegible] entzückt~~ drahtete denn auch entzückt nach München: „Hier geht alles wunderbar gut stop der König ist folgsam wie ein Kind." Dem Arzt fielen die bösartigen, meuchelgrimmigen und verschlagenen Lichter nicht auf, die es immer wieder in ~~des Königs~~ Ludwigs Augen gab.

Das Wetter schien nie wieder besser werden zu wollen.

Der Regen rauschte.

Gegen Abend servierte man Seiner Majestät eine leichte Mahlzeit: gehacktes, weiches Fleisch und Salat – feste Kost ~~[illegible]~~ war der Zahnlose ohnedies nicht zu beißen imstande. Auf dem Tablett gab es nur Löffel und Gabel, kein Messer. Ludwig äußerte den Wunsch, Rotwein zu bekommen; der Diener brachte aber nur eine Flasche Mineralwasser – woraufhin der König sehr höflich und ausführlich: „Ich danke Ihnen, mein Lieber –" sagte; gleichzeitig aber einen scharfen, tückischen Blick über den Lakaien hingleiten ließ.

Nach dem Imbiss bemerkten Seine Majestät: „Es sind gar keine Blumen im Zimmer. Ich hätte gern einen schönen Strauß roter und weißer Rosen." Eine Viertelstunde später wurden der Obergärtner mit dem

Bouquet. Ludwig erkundigte sich lächelnd, ob die Blüten von seiner „Roseninsel" kämen: dem kleinen Eiland im Starnberger See, wo der König Rosen jeder Form und Farbe in großen Mengen züchten ließ und wo er sich, in früheren Zeiten, zuweilen einsam oder mit einem lieben Gast ergangen hatte. Der Obergärtner versicherte schnell: ja, die Rosen seien von der Insel eigens geholt worden. Ludwig merkte, daß er gelogen war; lächelte etwas schief und sagte wieder: „Ich danke Ihnen, mein Lieber."

Sowie der Gärtner den Raum verlassen hatte, neigte der König sich – mit einer jähen Bewegung, so wie ein Dürstiger sich zur Quelle neigt – über die Blumen. Er ~~preßte~~ legte sein Gesicht gegen die kühlen, starken und süß duftenden Blüten.

Eine Stunde später – es war gegen halb zehn Uhr abends – brachte Doktor von Gudden selbst die Schlafmittel: es waren zwei dicke weiße Tabletten und ein paar bräunliche Tropfen, welche der Arzt aus schwarzem Fläschchen in ein Liqueurglas voll Wasser rinnen ließ. Während Gudden sich mit den Medikamenten beschäftigte, beobachtete Ludwig ihn mit den glitzernden, mißtrauischen und

und amüsierten Blick. Dann schluckte er Tabletten und Tropfen ohne Widerspruch, und ohne übrigens seine Augen dabei vom Medizinalrat zu lassen.

Ludwig schlief fest, beinahe zehn Stunden lang. Dem Diener, der ihm morgens beim Ankleiden half, erzählte er gutgelaunt:

„Ich habe von Rosen und von Schwänen geträumt – den lieblichsten Gebilden auf Erden." Was er nicht erwähnte, war, daß er gegen ~~sechs~~ acht Uhr, beim Aufwachen, gewisse Farben- und Ton-Halluzinationen gehabt hatte, wie es ihm jetzt häufig widerfuhr. Übrigens hatte er dergleichen schon als Junge gekannt, wenn man ihn allein im einem Zimmer ließ. Die Luft füllte sich mit zittrig klirrenden Klängen und kreisenden Lichtern – roten, grünen und violetten –: es war zugleich reizend und etwas beängstigend.

„Es regnet immer noch, Majestät", sagte der Diener, den die lyrische Bemerkung über die Rosen und Schwäne verlegen machte.

Der König sagte: „Ja. Es wird wohl noch eine Zeitlang regnen." –

Doktor von Gudden hatte allen Grund, mit seinem hohen Patienten weiter sehr zufrieden zu sein. Nach dem Frühstück unternahm der Arzt einen Spaziergang mit Seiner Majestät durch den Park und hinunter zum See. Es regnete, die Wege waren ziemlich aufgeweicht.

Als Ludwig, in seinem langen, dunklen, theatralisch faltenreichen Loden-Cape und mit dem schwarzen Schlapphut, im Park erschien, drängten die Lakaien sich wieder an den Fenstern des ersten und zweiten Stockes; stießen sich in die Rippen und flüsterten: „Es ist der König! Seht, er ist geschlagen mit der Paranoia wie mit der Pest! Seht, zwei Irrenwärter folgen unserem armen König und seinem Arzt!

Ludwig inzwischen plauderte, auf eine etwas unheimlich animierte Art, mit dem Medizinalrat über tausend Gegenstände. Er verweilte ausführlich bei literarischen Themen; erwähnte, daß er große Lust habe, einmal wieder einer guten Schiller-Aufführung beizuwohnen, und bedauerte, daß es ihm nie gelungen sei, einen Kreis interessanter Poeten um sich zu sammeln, wie etwa sein Hochseliger Vater dies so vortrefflich verstanden habe. „Mein Hochseliger Vater", sprach Ludwig, und es glitzerte besonders stark in seinen Augen, „hatte einen

~~einige~~ charmanten Stammtisch geistiger Größen: Der Dichter Emmanuel Geibel und Paul Heyse, die Naturforscher Liebig und Jolly – Repräsentanten der Wissenschaft. Man diskutierte flott und trank reichlich Bier. „Freilich, dieser Geibel ist ein unausstehlicher Kerl gewesen!" dies konstatierte Ludwig mit einer plötzlichen Gewissheit. Dann wechselte er geschwind ~~das~~ den Gesprächsstoff.

Er verbreitete sich plötzlich über die Unzeitgemäßheit des Königtums. „Eigentlich passt der monarchische Gedanke doch gar nicht mehr in unsere schöne, moderne Zeit!" rief er aufgeräumt. „Stellen Sie sich zum Beispiel vor, mein liebster Medizinalrat, ich würde heute sterben: Dann wäre mein armer, total verrückter Bruder Otto, dem Namen und Titel nach, König, und irgendein anderer müsste für ihn die Regierungsgeschäfte führen."

Hier beeilte Gudden sich, zu bemerken: „Gott sei Dank, erfreuen Eure Majestät sich der denkbar besten Gesundheit."

Ludwig aber ~~rief~~ erklärte, wie einmal eingefallen: „Nein nein – die Republik ist der Staatsform, auf welche unsere moderne Zeit gedrängt. Frankreich ist, in diesem Punkte, wie immer, der Epoche um ein wenig voraus. Wir Könige – verstehen Sie mich recht, lieber Freund! –, wir Monarchen sind ein wandelnder Anachronismus. Unsere Zeit gehört der Wissenschaft ..."

Doktor von Gudden lehnte respektvoll ab. Übrigens wurde er pudelnass, da er seinen Parapluie über das Haupt des Königs hielt, der seinerseits vergessen hatte, einen Regenschirm mitzunehmen.

Als sie unten, an der Seepromenade angekommen waren, sagte Ludwig noch, mit einem Blick über die graue, unter dem Regen sich kräuselnde Fläche des Wassers: „Schade, dass es zu kühl ist, um ein wenig schwimmen zu gehen. Ich schwimme nämlich sehr gerne, müssen Sie wissen, mein sehr geschätzter Herr Doktor. — Und ich liebe das Wasser", sagte er, plötzlich mit einer anderen Stimme. —

Der König, sein Arzt und die beiden Wärter gingen zum Schloss zurück.

Mittags speiste Ludwig ein wenig gehacktes Fleisch und Gemüse. Nach Tische empfing er seinen zweiten Arzt, den Nervenspezialisten Doktor Müller. Bei ihm erkundigte er sich nach dem

Befinden des Prinzen Otto, als dessen Leibarzt Müller fungierte. „In den letzten Jahren ist keine bemerkenswerte Veränderung im Zustand Seiner Hoheit eingetreten", erwiderte der Nervenspezialist. Ludwig fragte nicht weiter. Er nickte nur und sagte: „In den letzten Jahren … Ja, ja, man muss es lernen ~~wohl~~ geduldig ~~haben~~ zu sein …"

Dann fragte er noch: „Gudden sagte mir, Sie wollen meine Bibliothek ordnen … Können Sie französisch sprechen?"

„So viel man auf dem Gymnasium lernt, Majestät."

„Womit haben Sie sich auf dem Gymnasium meistens beschäftigt? … Sie bleiben immer hier?"

„Ich werde mit einem Kollegen monatlich abwechseln."

„Wer ist das?"

„Es ist noch niemand bestimmt."

„Ist ja auch gleichgültig", sagte der König.

Den Nachmittag verbrachte er, am vergitterten Fenster sitzend, manchmal Melodien vor sich hin summend, manchmal mit gedämpfter Stimme Verse von Schiller oder von Racine deklamierend.* Gegen 6 Uhr läutete er nach dem Wärter: Er sollte

---

* Er hatte wieder seinen Taschenkamm gezogen und ließ ihn durch die Schneidezähne gleiten. Zwischendurch stand er auf, verneigte sich und lächelte dabei.

bei Doktor von Gudden anfragen, ob dieser Lust habe, noch einen kleinen Spaziergang zu unternehmen.
Gudden erschien schon drei Minuten später. Er half Seiner Majestät in das Lodencape, reichte ihm den Schlapphut und auch den Regenschirm; denn er hatte keine Lust, den eigenen Kopf ~~[illegible]~~ nochmals naß werden zu lassen.

„Also, gehen wir!" sagte Ludwig, wobei er lächelnd ~~seine~~ die gelben Zahnstummeln zeigte und wieder einen scheuen, hämischen Blick auf das vergitterte Fenster warf.

Doktor von Gudden hielt es aus pädagogischen Gründen für richtig, diesmal keine Wärter mitzunehmen. Beim Morgenspaziergang hatte Seine Majestät sich vernünftig betragen und sogar recht animiert geplaudert. Seine Majestät verdiente eine kleine Aufmunterung und Belohnung. Gudden wollte beweisen, daß er Vertrauen zu Seiner Majestät ~~[illegible]~~ hatte, indem er mit ihm alleine promenierte.

Ludwig, der vormittags so gesprächig gewesen war, zeigte sich diesmal schweigsam. Im großen Faltenwurf seines dunklen Lodencapes, den breitrandigen Hut tief in der Stirn, machte er lange Schritte und pfiff dabei Bruch-

Stücke von Melodien vor sich hin. Doktor von Gudden, der zuweilen die Oper besuchte, erkannte, dass es Melodien von Wagner waren. Er meinte, es würde dem König vielleicht angenehm sein, eine kleine Unterhaltung über den großen Komponisten zu führen. Deshalb sagte er mit seiner höflichen, geölten Stimme: „Es ist doch bemerkenswert, und ein schönes Ereignis, wie die Musik des Meisters, die zunächst überall missverstanden und sogar als hässlich empfunden ward, sich nun ganz Europa, ja, man darf wohl sagen, die Welt erobert hat."

Ludwig blieb stumm und pfiff ein Siegfried-Motiv. Nach einer ziemlich langen Pause sagte er: „Ich bin neugierig, ob es jemals wieder aufhören wird, zu regnen."

Die schweren Regentropfen klopften auf ~~den~~ die ~~hochgespannten~~ Paraplüis der beiden Herren. Sie machten ihre schlürfenden Geräusche in den Bäumen und in um bei Büschen. Es war mühsam, auf den kotigen, nassen Wegen vorwärts zu kommen. Doktor von Gudden bereute, sein Einverständnis zu diesem feuchten Spaziergang gegeben zu haben. „Die ungünstige Witterung dürfte anhalten", versetzte er, nicht ohne eine gewisse Strenge. „Man meldet ein Tief, von

Nord-Nord-West her."
Der König nickte und schwieg. Unter der breiten Krempe des Wotans-Hutes glimmten seine Augen wie feuchtes Holz in der Nacht.

Die Promenade führte ~~den~~ am See entlang, von dem nur ein schmaler Streifen Rasen und ein paar Büsche sie trennten. Es war dunkel. Man sah das Wasser beinahe nicht; aber hörte den leisen Anschlag seiner kleinen Wellen am Ufer und das gleichmäßige Niederfallen des Regens auf seine Fläche.

Der Medizinalrat sagte: „Euer Majestät sollten morgen früh mit den gymnastischen Übungen beginnen –": Da tat der König den überraschenden Sprung. Während er, von der Seite des Doktors weg, ins Dunkel hüpfte, stieß er einen rauhen, jauchzenden Schrei aus, beinahe einem Jodler ähnlich, wie die oberbayrischen Bauern ihn bei ihren wunderlichen Tänzen mit solcher Meisterschaft hören lassen. Noch im Springen warf er sein Paraplui von sich. Das Loden-Cape wehte wie riesige schwarze Flügel hinter ihm her. Von dem fürchterlich flatternden schwarzen Tuch befreite Ludwig sich erst, als er schon bis zu den Knien im

Wasser stand.

Doktor von Gudden, der einige Sekunden lang völlig starr vor Entsetzen und jeder Bewegung unfähig war, hörte, wie der König gewaltig im Wasser plantschte. Mit einer ganz kleinen, heiseren Stimme rief der Arzt.

„Hallo, Majestät, hallo! – Was für Kindereien!" rief jammernd der Medizinalrat. „Kommen Majestät doch zurück! Bitte, bitte!" Gudden hoffte immer noch, sein hoher Patient wollte vielleicht nur, in toller Laune, ein Bad nehmen. Ihm antwortete aus dem Wasser jener rauhe, jodelnde Schrei: halb Schmerzenslaut und halb Lustgebrüll. Übrigens war es ein vibrierender Schrei, der bald höher, bald tiefer klang: der Medizinalrat hatte den ziemlich schauerlichen Verdacht, daß Seine Majestät sich beim Jodeln mit der flachen Hand rhythmisch vor den geöffneten Mund schlug – genau wie die Bauern bei ihren eingestudierten Tänzen es taten.

Nun machte Gudden sich doch entschlossen, dem König nach, in den See zu eilen. Mit einer sorgsamen Hast entledigte auch er sich des Regenmantels, des Hutes und des Schirms. Dabei flüsterte er mehrfach: „Heilige Jungfrau, steh mir bei!" –

obwohl er an die Heilige Jungfrau oder an irgendwelche anderen himmlischen Gewalten doch gar nicht glaubte. Mit ein paar gewandten Sätzen galoppierte der [illegible] über das Stück Rasen, das zwischen Promenade und See lag. Gudden konnte beinahe gar nichts sehen; der Regen, welcher jetzt noch reichlicher floss, ließ ihm die Augen blind werden. Trotzdem merkte er genau, wo der König war: Er hörte sein Planschen und Juchzen.

„Wohin wollen denn Majestät?" rief klagend der Medizinalrat, der mit Entsetzen spürte, dass er selber nun schon bis über die Knöchel im Wasser stand.

Aus den schwarzen Fluten schrie der frischbadende König zurück: „In mein Reich, du Narr! Zu meinen Getreuen, du Esel! Weg von dir will ich, du Teufel! Nach Hause will ich, du stinkendes Tier!" Bei diesen Worten hatte Ludwig sich vollends ins Wasser geworfen, dessen gekräuselte Wellen er mit seinen starken Armen zu teilen begann. Der König schwamm.

„Das darf ich keinesfalls dulden!" flüsterte Gudden mit Lippen, die von der Kälte und vom Grauen starr waren — und nun merkte auch er sich dazu entschließen, ganz im Wasser zu tauchen. Er tat es ängstlich, aber geschwind; mit Bewegungen, die eine gewisse Possierlichkeit hatten; [illegible] [illegible], so wie die meisten älteren Herren es tun, wenn sie bei schönem Wetter ins kühle Element steigen. Doktor von Gudden trug einen langen, schwarzen Bratenrock und eine breite schwarze Krawatte vor der gestärkten Hemdbrust. Seine guten Kleider taten ihm leid, ‚ich werde sie nicht tragen können', dachte er, ‚der Gehrock kommt ja ganz aus der Façon, ein Gehrock ist doch kein Schwimmkostüm – warum habe ich mir nur die Stiefel nicht ausgezogen – Heilige Mutter Gottes steh mir bei!' Da hatte er schon, zur eigenen Überraschung, den König erreicht, der immer noch sehr in der Nähe des Ufers seine großartig breiten Schwimmbewegungen machte. Plötzlich erkannte Gudden, dicht vor sich, Ludwigs triefendes Haupt. Schrecklich anzusehen war das Gesicht des Königs. Seine sonst so soignierte Frisur war ganz in Unordnung geraten; wild, wie das Schlangenhaar der Medusa, stand ihm das starre Gelock über der ~~Stirn~~ weiß leuchtenden

Stirn. Er hatte die Augen und seinen zahnlosen Mund war klaffend geöffnet: zu einem Gelächter, zu einem ~~Klagen~~ Aufgähnen, zu einer Klage.

„So nehmen Majestät doch Vernunft an!" flehte der schwanschwimmende Medizinalrat immer noch verzweifelt bei allen Grauen. und immer noch in der Hoffnung, ~~[illegible] gütlich Zureden dieser~~

Das triefende Haupt aber schüttelte: „Heim will ich! In mein Reich!"

Gudden hatte den König mit festem Griff um den Nacken gepackt. Daraufhin ließ der König seine kaum noch menschliche, brüllende und singende Stimme hören: „Du willst mich töten, du Satan?" Und der Medizinalrat — keuchend, atemlos, mit Wasser im Mund —: „Ich will Sie retten, Majestät — will Sie retten ..." Die Antwort war ein dumpfes, brüllendes Gelächter.

Man konnte vom Schloss her einen Hund bellen. Doktor von Gudden: ‚So nah ist das Haus — so nah die Menschen ..' Und er rief: „Hilfe! Hilfe!" Aber seine Stimme war halb vom Wasser erstickt und gab keinen Ton. Der König deckte ihm mit seiner großen, weißen, nassen Hand den Mund. „Umsonst!" zischte

~~[illegible]~~ Protokoll, denn
deutet mit großen Zeichen etwas [illegible], ein so [illegible]
[illegible] [illegible]

der Fürchterliche. „Es kommt keine Hilfe!"

Nun spürte Gudden zum ersten Mal Todesangst. Er klammerte sich hilfesuchend an den König. Der raunte ihm mit einer Art von schauerlicher Zärtlichkeit zu: „Wenn ich hinuntersinken soll, dann musst du mit mir, du Eindringling, du Wurm!" Dabei rollte er wieder die Augen und zeigte die Zahnstummeln im klaffend geöffneten Mund. Das triefende Haupt mit dem Schlangenhaar hatte keine menschlichen Züge mehr ~~glich dem einer unterirdischen Wassergottheit~~. Trotzdem flüsterte flehentlich Gudden noch: „Erbarmen!" Gleichzeitig aber begann er, sich mit seiner letzten Kraft gegen Ludwig zu wehren, der wie zu einer mörderischen Liebkosung seine beiden starken Arme um den Leib des Unglücklichen schloss.

Der König und der Arzt kämpften; ~~[illegible]~~; das ewige Geräusch des fallenden Regens und das Plätschern der dunklen Wellen begleiteten ihr stummes und erbittertes Duell. Einmal wurde Gudden vom Ludwig unter die Fluten gedrückt; ~~einmal~~ das andere Mal Ludwig vom Doktor. Einige Sekunden lang schien es, als sollte der Medizinalrat ins Siegen kommen. Er hatte sogar wieder die Kraft, zu sprechen und rief diesmal nicht nach der Mutter Gottes sondern nach der eigenen Mutter, die übrigens vor sechzehn Jahren verstorben war und im Waldfriedhof zu München bestattet lag.

„Mama – oh, Mama!“ rief der Psychiater, und aus seinem zerzausten Bart floss ~~[illegible]~~ das Wasser in kleinen Bächen. Auf seiner schön gekuppelten Gelehrtenstirne gab es eine blutige Beule. Dann würgten ihn die weissen, grossen, gnadenlosen Hände des Königs wieder die Worte ab. – und es klang wie Triumphgeheul aus den Wellen.

„Um mein Reich“, lallte Ludwig, „Welt-macht ... Richard ... Schwarzer Schwan ... Wasser, Wasser ... Oh, einmal, einmal ...... Ewige Vernichtung .... Elisabeth ...., Oh, einmal ...“

Der König und der Gelehrte sanken, ineinander verschlungen, ineinander verkrampft, wie ein sich liebendes Paar.

*

Depesche nach München: „Der König und Gudden abends spazieren gegangen stop noch nicht zurückgekehrt stop der Park wird durchsucht.“

Lampen, Fackeln, schreiende Menschen im Park von Schloss Berg; um 10 Uhr abends, um 11 Uhr nachts, um halb zwölf Uhr nachts.

Es ist ein junger Diener, der aufschreit: Er hat im Gras, am See, den grossen

---

sang er und spielte der ~~Kat~~ Unterzeichnete, Vergleiche: „Elisabeth“, warum er nicht nervös, „Ewige Verschwarzen Hut Seiner Majestät war, nicht weit davon, Guddens Paraplui, Hut und Überzieher gefunden.

Wenige Minuten später werden die beiden Leichen von den kleinen Wellen des Sees sanft ans Ufer gelegt.

Der Chorus der Lakaien, Wärter, Ärzte, Kammerfrauen, Polizisten schreit noch einmal. Man drängt sich um die zwei Toten. Fackellicht fällt auf ihre nassen weißen Gesichter.

Der Medizinalrat hat die Augen geschlossen. Sein Gesicht ist, abgesehen von der runden Beule auf seiner Stirne, kaum entstellt. Es zeigt einen rechtschaffenen, fast [illegible] friedlichen Ausdruck.

Die Augen des Königs aber stehen klagend offen. Da niemand es wagt, sich diesem Toten zu nähern, ist es wieder der junge Lakai — der gleiche, der vorhin ~~[illegible]~~ die Kleidungsstücke entdeckt hat —, der sich nun über die Leiche neigt, um seinem armen Herrn die Augen zu schließen.

Der junge Lakai ~~hat niemals mit dem~~ ist niemals in der Nähe des Königs ~~gekommen~~ beschäftigt gewesen. Niemals hat der König geruht, ihn zu beachten.

Der junge Lakai kommt vom Lande und hat schon als Knabe für Seine Majestät Ludwig II. geschwärmt. Er ist neunzehn Jahre alt.

*

[~~Schluss:~~]

Am nächsten Morgen: Lärm und Erregung in der *Hauptstadt, im ganzen Lande, in Europa... Aber auf Schloss Berg ist es noch still. Ein paar alte Weiber sind gekommen, sie waschen die Leiche des Königs. Die Diener stehen müde an den Wänden oder liegen in Sesseln, als hätten sie Ungeheures geleistet, ein beschwerliches, verwegenes, die Nerven grausam strapazierendes Abenteuer überstanden.

Das Drama ~~beendet~~ ist zu Ende Erschöpfung unter den Statisten. Kaum, dass sie sich noch zuflüstern können, wie gewaltig und wie schauerlich alles vorübergegangen ~~gewesen~~...

Das Drama ist nicht zu Ende. Es fehlt noch die letzte Szene.

Diese hat noch zu geschehen:

Eine schwarze Kutsche fährt durch den Park vom Schloss Berg — wieder eine schwarze Kutsche mit verhangenen Fenstern, und sie hält auf dem Kiesplatz vor dem Portal. Drei Diener [illegible] aus dem Schloss springen herbei. Eben rekelten sie sich noch mit erloschenen Mienen in einem Vorzimmer, aber nun sind sie da, mit überraschender Geschwindigkeit zur Stelle: Sie haben wohl, als das

* Die eingetroffene Nachricht ist durch den Continent unterwegs; löst heftige Diskussionen aus, kalte Neugierde, wohl auch Tränen.

knirschende Geräusch der Kutschenräder auf dem Kies hörbar wird, einen müden, etwas verdrossenen Blick aus dem Fenster geworfen, und dann haben sie den Wagen erkannt, ~~haben~~ und den Kutscher ~~de~~ ~~kannt~~, der Wagen kommt von der anderen Seite des Sees, aus Possenhofen, wo die Kaiserin Elisabeth von Österreich den Sommer verbringt, und nun wissen die Lakaien, wer im Wagen sitzt, nun springen sie herbei – plötzlich ganz wach geworden, mit lebhaften, fast etwas zappelnden ~~Gebärden~~ Gesten im Laufschritt sich nähernd; nun reißen sie den Wagenschlag auf, und versinken in tiefer Verneigung, während die verschleierte Dame, ohne sich von dem Dienern oder von ihrer Kammerfrau stützen zu lassen, aus der Kutsche steigt.

Langsam und unter leisem Stöhnen folgt ihr die Kammerfrau – kaum der Diener dient dazu, ihr beim Verlassen der Kutsche behilflich zu sein –; die Kaiserin aber steht einige Sekunden lang, unbeweglich wie eine Bildsäule, vor dem ~~K~~ Wagen – und nun macht sie eine Geste, welche die Lakaien in diesem Augenblick am wenigsten

ten so ihr erwartet hatten: Sie hebt langsam den Arm und sie lüftet den Schleier. Den drei Männern, die erschauernd in der tief~~sten Verneigung~~ gebückten Stellung verharren, zeigt sie das wunderbare Oval ihres marmorbleichen Gesichtes – ja, sie schlägt das schwarze Tuch so weit zurück, dass sogar ein Teil ihres Haares – ihres berühmten, dunklen, weichen und üppigen Haares – sichtbar wird. Ihr Gesicht ist starr, die gebückten Diener, – scheinen vom ersten Begegnungserschrecken vor ihrer Schönheit. Alle drei Diener empfinden: Wir haben ~~nie~~ noch nie ein so schönes Gesicht gesehen. Und: Wir haben noch so viel Schmerz auf einem Gesicht gesehen.

Erst da die Kaiserin anfängt zu gehen, löst sich ein wenig die fürchterliche Spannung auf ihrer ~~Miene~~ versteinerten Miene. Es beginnen ihre Lippen ~~zu~~ etwas zu beben – und wie unendlich rührend wirkt dieser ~~un~~ ~~bet~~ kindlich ~~bebe~~ zitternde Mund in der Vollkommenheit ihres stolz erhobenen, enthüllten Gesichtes –, und gleichzeitig ~~fühlt man~~ wird die schönen Dunkelheit ihrer Augen feucht. Noch kann sie nicht weinen, noch keine Tränen vergiessen; aber ~~an~~ schon dieses wenige Nass in den Augen bedeutet etwas wie Trost, eine Wohltat, nach dem geheimnisvollen ~~Sterbenskampf~~ Erstarrungs-Kampf der letzten Stunden.

Über das Stück Kies, das zwischen Wagen und Schlossportal liegt, geht die Kaiserin Elisabeth eiligen, sogar etwas trippelnden Schritten. Sie trägt einen schwarzen, faltenreichen ~~Überwurf~~ Umhang; ~~[illegible] trauernden Umhang [illegible] [illegible], in dem Ludwig die [illegible] Stunden hier [illegible] [illegible]~~ Beim geschwinden Gehen flattert der Mantel, er wirft grössere Falten: auf den sehr hohen Absätzen ihrer schwarzen Seidenschuhe ~~[illegible]~~ schreitet Elisabeth, hastig und etwas stelzend, über den ~~[illegible], [illegible]~~ weiten und öden Platz, wie eine Tragödin über die leere Bühne schreitet, ~~ihrem~~ dem unbarmherzig sich erfüllenden Schicksal entgegen.

Die Kammerfrau kann kaum folgen; denn der Gang ihrer Herrin ist wie beflügelt von Traurigkeit. Die Kammerfrau ist klein und sehr alt. Dass sie sehr alt ist, erkennt man an ihrer gebückten Haltung und an ihren verrunzelten, faltigen Händen; ihr Gesicht zeigt die Kammerfrau nicht. Sie findet nicht den Mut und nicht die Kraft zu der schön gerundeten Gebärde, mit der die Herrin sich den Schleier vom Antlitz gehoben hat. Die alte Begleiterin — vielleicht ist sie schon siebzig oder achtzig Jahre alt — hält ihre Gramesmiene hinter dem dichten schwarzen Schleier versteckt.

Da sie versucht, nicht zu weit hinter der Herrin zurückzubleiben, ~~[illegible]~~ kommt sie ein wenig ins Keuchen. Sicherlich fällt es ihr gar nicht leicht, bei dieser, für ihre Kraftverhältnisse, viel zu geschwinden Bewegung, die ihr das kleine Keuchen abnötigt, auch noch Worte hervorzubringen. Als nun sie aber dafür bezahlt oder doch dazu beauftragt, gewisse Formeln des Schmerzes zu deklamieren — so etwa wie Klageweiber bei Leichenbegängnissen beauftragt und bezahlt werden — plappert und jammert sie ohne Unterbrechung, während sie geht, spricht und keucht. Die Lakaien hören, wie sie hinter ~~[illegible]~~ der ~~dichten~~ schwarzen Maske ihren dicken

Schluchzen murmelt: Unser armer Herr! Oh, unser schöner König! Möge Gott seiner armen Seele gnädig sein. Oh, unser lieber Herr!"

Die Kaiserin inzwischen ist ~~an~~ von den Stufen, die zum Portal hinaufführen, angelangt. Sie ~~[illegible]~~ wendet den Kopf und wirft der kleinen alten Kammerfrau einen unwirschen, fast drohenden Blick zu. Dieser Blick — er ist plötzlich gar nicht mehr matt, sondern klar und herrisch — fordert die Begleiterin ~~[illegible]~~ auf, innezuhalten mit ihrem Jammergemurmel. Die Alte aber scheint den Blick der Kaiserin nicht zu bemerken oder doch nicht zu verstehen; sie plappert weiter: „Unser stiller König! Le pauvre! Ah, le malheureux!"

Übrigens hat sie nun ihre Herrin eingeholt und weint. Mit einer flehenden Gebärde streckt die Kammerfrau beide Arme nach Elisabeth aus. Die Kaiserin aber, ohne auf die Gebrechlichkeit ihrer welken Zofe irgend Rücksicht zu nehmen, eilt weiter — und nun mag es nachträglich den Anschein haben, als sei ihr ~~[illegible]~~ beflügelter Lauf über den Kirchplatz nichts als eine Flucht vor der klagenden Bediensteten gewesen —; sie nimmt ~~die~~ behende die vier breiten Stufen, wobei ihre hohen Absätze auf den Steinen klappern; die Kammerfrau, ihre Röcke raffend, tut das Menschenmögliche, um gleichzeitig mit ~~ihrer~~ der Herrin oben an der Türe angekommen und dort ihr Klagegeplapper — „Oh, unser schöner Rock!“ — keine Sekunde zu unterbrechen.

//Kaiserin Elisabeth besucht Schloss Berg.

Über dem Schloss, über dem See — der flach und unbewegt liegt —, über den Baumwipfeln steht ein grauer, niedriger, feuchter Himmel. Es sieht immer noch nach Regen aus. Aber seit einigen Stunden regnet es nicht mehr.

Im Schloss wissen schon alle, wer in der schwarzen Kutsche vorgefahren ist. In der ~~gro~~ ~~Vor~~Halle, die Elisabeth nun, gefolgt von der Zofe, durchqueren muss, drängen sich Offiziere ~~und~~, Polizeibeamte und Ärzte, Lakaien, Wäscher und ~~Ärzte~~ Mägde. ~~Ein Uniformierter~~ Ein grauhaariger Wachsoldat in bestickter Uniform will auf die Kaiserin zu, ihr die Hand zu küssen, sie im Schloss willkommen zu ~~heiß.~~ heißen.

Sie scheint ihn gar nicht zu sehen, ihre weit geöffneten Augen unter den schönen Bogen der Brauen sind blicklos, wie erblindet; sie macht nur eine kleine Bewegung mit beiden Händen, um den Hofbeamten wegzuschieben, so wie man ein aufdringliches Tier wegscheucht oder ein nur eingebildetes, in Wahrheit gar nicht existentes Wesen, von dem man sich belästigt meint: einen flatternden Schatten, ein kraftloses Gespenst.

In dem mit Menschen überfüllten Raum ist nichts zu hören, außer dem Geklapper, das die Stöckelabsätze der Kaiserin auf dem Marmorboden machen, und dem leisen Lamentieren der Kammerfrau: „Notre pauvre Ros ..."

Elisabeth folgt dem Herrn in der bestickten Uniform – den sie eben mit beiden Händen von sich geschoben hat – die breite Treppe hinunter: Er hat die Ehre, ihr den Weg ~~zu~~ weisen zu dürfen. ~~[illegible] dem Gemach,~~ ~~wo der König liegt~~

Die Kaiserin von Österreich ~~hat~~ braucht nicht mehr lange zu wandern, auf ihren hohen Absätzen, mit von Traurigkeit beflügelten Schritten. Sie ist bereits am Ziel. Nur noch einige Stufen; ~~[illegible]~~ ein kurzes Stück nur noch über den Korridor des ersten Stockwerks, und der Uniformierte öffnet ihr mit tiefem Bückling die Türe zum Schlafzimmer des Königs.

Elisabeth tritt nun über diese Schwelle aufgerichteten Hauptes; nur ihr Mund zittert stärker, und ihre Augen sind naß und blind.

Der Hofbeamte zieht sich zurück. Die Kammerfrau folgt der Kaiserin ins Totenzimmer. Und hier erst, angesichts des Leichnams, hört die Alte ~~[illegible]~~ mit dem Murmeln und dem Lamentieren auf. Endlich schweigt die Kammerfrau. Schweigend flüchtet sie in die Ecke des Raumes, die vom Lager des Toten am weitesten entfernt ist. Vor ihr verschleiertes Gesicht legt die Kammerfrau ihre beiden alten, grauen Hände, auf denen dicke bläuliche Adern hervortreten.

Elisabeth indessen — so, als triebe ein Wind in den Falten ihres Überwurfs sie dahin und sie könnte, obwohl nun an der Zeit, noch nicht gleich innehalten im Laufen — eilt weiter, am Bett vorbei, durch das ganze Zimmer, bis zum Fenster — bis zum vergitterten Fenster.

Daß man dieses Fenster vergittert ~~[illegible]~~ hat, ist das Erste, was Elisabeth bemerkt — so wie es das Erste gewesen ist, was Ludwig bei seiner Ankunft hier, vor siebenundzwanzig vergitterten Fenster, um ~~nicht umdrehen~~ ~~zu müssen, um den Toten nicht anzusehen~~ die Sekunde hinauszuzögern, da sie in das Antlitz ihres toten Freundes und Bruders nicht schauen mochte. Diese Sekunde aber ist nicht auszuweichen, sie fordert ihr Recht, sie will Gegenwart werden, will durchlitten sein – ach, schon ist sie da, arme Elisabeth, ~~da~~ schon muss sie ihre Hände von der kalten Feuchtigkeit der Gitterstäbe lösen, schon muss sie das Haupt wenden, den jammervollen Blick ~~um~~ zum Bett schicken, auf dem Ludwig ruht.

~~– kaum dann die paar Schritte vom Fenster zum Bett zurücklegen, niemals haben drei oder vier, 8 kurze Schritte ihr so weh getan. und die [illegible] [illegible]~~

Sie hatte nicht erwartet, ihren lieben Freund so grauenvoll entstellt zu finden. War denn dies sein Gesicht? Es schien doch nur eine schwärzliche, fast eine geformte Maske. Diese dunkelblauen, gedunsenen, halb geöffneten Lippen: waren sie der Mund, den Elisabeth so geliebt hatte? Seine schöne Stirne, sein schönes Haar: was war aus all dem geworden? Welch unbarmherzige Hand hatte dies alles angerichtet und so häßlich gemacht?

Wie verhängnisvoll erscheint der armen Elisabeth nun plötzlich dieser Moment, den sie doch erwartet hatte, daß er großartig würde, auf eine schmerzliche Art, erhebend sein würde, nun aller Frische bar war! Was war die gewaltige und einzigartige Traumes-Szene, auf die Elisabeth in ihrem Herzen sich vorbereitet hatte? ~~für die einzigartige Traum-Szene, die da kam. Die Kaiserin am Lager des Schönsten~~ Die Wirklichkeit ~~ist~~ sah einfacher und gewiß grausamer ~~aus~~. Was geschieht denn in diesem Zimmer mit den vergitterten Fenstern? Eine Frau steht vor dem entstellten Leichnam des Mannes, den ~~[illegible]~~ sie vielleicht mehr hätte lieben können als irgendeinen andern ...

Nun kann sie das Haupt mit dem schönen, schweren, berühmten Haar nicht mehr aufrecht ~~zu~~ tragen; nun sinkt ihr die Stirne nach vorn, sinkt ihr das tränenüberströmte Antlitz bis auf die Brust. Elisabeth schwankt, ~~schon sinkt~~ greift nach hinten, gleich wird sie stürzen. Die Kammerfrau ist herbeigeeilt; sie fängt die Taumelnde auf.

~~In den Armen der verstörten [illegible]~~

Stunden, ~~[illegible]~~ mit Zorn und Grauen bemerkt hat. Nun ist es Elisabeth, die ihre Hände um die Eisenstäbe legt, und die Eisenstäbe fühlen sich immer noch kalt und feucht an, wie am Tage zuvor. Die Kaiserin erschauert bei der Berührung. ~~Nun~~ Jetzt zittert nicht nur ihr Mund; ihr ganzer Leib wird geschüttelt. Gleichzeitig aber findet sie endlich die Kraft, ihre Lippen zu öffnen: Zum ersten Mal, seit sie unterwegs ist auf dieser Pilgerfahrt zum toten Körper ihres lieben Freundes — zum ersten Mal spricht Elisabeth. Mit einer Stimme die vom Schweigen heiser ist, sagt sie — mehr ~~[illegible]~~ erschütternd, als klagend —: langsam

~~„Wie einen Totschläger hat man ihn eingesperrt ... Das Fenster vergittert, als wäre man~~ „Das Fenster vergittert — als sei er ein böser Narr gewesen ..." Und diese paar Worte wiederholt sie immer wieder, fünf Mal oder sieben Mal oder zehn Mal: „Als sei er ein böser Narr gewesen — das Fenster vergittert ..." Dabei sieht sie selber einem Wahnsinnigen gleich, wie sie ihr weißes Gesicht mit den blicklosen Augen und dem zitternden Mund vor den Eisenstäben hin und her bewegt.

Vielleicht verweilt sie nur so lange am

Gestützt von der verschleierten Zofe – die sich bei dieser Gelegenheit nicht kräftiger und gewandter zeigt, als man es von ihr erwartet hätte – beginnt Elisabeth, zu beten. Erst flüstert sie, dann ruft sie, und aus dem Ruf wird ein Aufschreien:

„Du bist sehr groß, Gott. Du bist der Gott der Rache. Du bist der Gott der Gnade. Du bist der Gott der Weisheit. Du bist unergründlich. – Du bist unergründlich, mein Gott!" schreit Elisabeth über die entstellte Leiche hin – und da sie es ausgesprochen, da sie aufgeschrieen hat, geschieht es, was rätselvoll und trostreich wie das Wunder ist.

Die tränennassen Augen der Elisabeth werden sehend. Von ihren sehend gewordenen Augen verändert und verwandelt sich das Antlitz Dessen, der ihr brüderlicher Freund gewesen ist. Schon ist das ruhende Gesicht mit dem Kinn nicht mehr die schwärzliche, gedunsene, beinah formlose Masse. Das Gesicht des brüderlichen Freundes erkennt Elisabeth wieder, wie sie es gekannt und geliebt hat seit je und sie, ~~[illegible] Schönheit~~ Da ist es noch einmal ~~wieder~~, das weiche Gelock über der Stirne, von welcher Glanz kommt. Der strahlende und abwesende Blick, begnadet mit allen Reizen der Schwermut: da ist er wieder. Und die Lippen sind wieder jene schön geformten, zugleich zärtlichen und etwas trotzigen, die ihre Küsse immer denen verweigerten, die ihrer begehrten, und sie stets an die verschwendeten, die sich vor ihnen entsetzten oder über sie lachten.

Was nützt es Elizabeth, diese Schönheit widerzuspiegeln — ~~diesem~~ dem großen Liebling des jungen Königs, der eingehen wird in die Legende, der vielleicht zu dieser Stunde schon Legende ist? Lindert das ihren Schmerz? Oder ist es schon nicht mehr Schmerz, was ~~sie~~ Elizabeth nun empfindet?

Da sie Gott ~~den~~ als den Unergründlichen angerufen und angeschrien hat, gefällt es seiner unbegreiflichen Gnade, die arme Frau am Lager des Entronnenen für die Dauer eines Augenblickes wissend zu machen. Ach, dieser unbeschreibliche, enorme Augenblick kann nicht dauern. Wenn er vorüber ist — gleich wird er vorüber sein! —, wird wieder Dumpfheit über Elizabeth kommen, und blinder Jammer, und zehntausend Mal noch wird sie vor sich hin flüstern die Frage: ‚Mein Gott, warum mußte das sein?!'

Aber eben, daß es sein mußte — eben den Sinn des Unfaßbaren begreift während dieser einen unbeschreiblichen, enormen Schmerz ihr verursachten, vom Kummer zerfallten Herz. Worte vermögen es nicht auszusagen und nicht auszudrücken, was Elisabeth – die schwesterliche Freundin des Toten – mit ahnungsvollem Schauer erfühlt.

Ein ungeheures Licht fällt auf sein Schicksal, und auf das ihre. Sie versteht seinen Tod, und sie weiß den Tod voraus, der ihr selber bestimmt ist. Sie weiß auch, warum sie und der brüderliche Freund nicht zueinander finden durften, obwohl sie sich doch geliebt haben. Sie weiß alles. Ihr Herz füllt sich bis zum Rande mit Wissen, wie sich Herzen zuweilen bis zum Rande mit Zärtlichkeit füllen – aber weder das Wissen, noch die Zärtlichkeit zu halten, sind die Menschenherzen stark genug.

Das große Wissen, mit dem die arme Elisabeth für eine flüchtige und überwältigende Weile sich beschenkt findet, enthält nicht mehr in sich, als nur die ahnungsvolle Erkenntnis von den Gesetzen, die über ihrem Leben und über dem des brüderlichen Freundes stehen. Wenn es gestattet ist, über arme Menschenschicksale – über das eigene und über das

Schicksal Denken, dem man gelebt hat — für einen Augenblick den tiefen Bescheid zu wissen, der findet sich — aber ach, nur den einen erhellten Augenblick lang! — nicht umgewirkt in andre Menschen, und das wesenhafte Gemisch aus Qual und Wonne, aus Schluchzen eines Entzückens, das ihm die Brust bewegt, läßt ihn erahnen, wie Menschen und Vieles zusammenhängt und sich ordnet, was bis dahin rätselhaft und selbst grauenvoll schien. —

Benütze den enormen Augenblick, arme Elisabeth, um dich zusammenzuraffen, um die schöne Haltung wieder anzunehmen, die von dir ~~[illegible]~~ erwartet und gefordert wird.

Es gelingt ihr. Sie hebt den Kopf. Sie befreit sich aus den Armen der welken und doch so zärtlichen Kammerfrau. Sie breitet die Arme. Ihr Gesicht sinkt ein wenig nach hinten. Im Faltenwurf ihres Mantels, das leidvolle Antlitz verklärt, gleicht sie einer Göttin der Schmerzen —

einer Mater Dolorosa gleicht Elisabeth, wie sie sich nun, ~~den Oberkörper~~ in die Knie ~~fallend~~ sinkend und den Oberkörper nach vorne werfend, mit wundervoller Gebärde über den Toten hinbreitet, seine Hände mit ihren Küssen bedeckt.

Einzige Zeugin des großen Bildes, das mir die Kaiserin am Bette ihrer toten Freundin stellte, ist die Kammerfrau — und wer weiß denn, ob sie überhaupt etwas zu sehen vermag ~~[illegible] den~~ durch den dichten Schleier vor ihrem alten Angesicht; ~~[illegible]~~ ob sie nicht blind ist, mit leeren Augenhöhlen hinter dem schwarzen Tuch —; blind, wie die Göttinnen des Schicksals.

†

ENDE.

Über [illegible] das Kissen, auf dem sein Haupt ruht — man hat es mit seinen Blumen wieder geschmückt — fällt ihr [illegible] schönes rostbraunes Haar, wie ein ~~[illegible]~~ Regen. Es ist, als wollte sie die Kahlheit ~~[illegible]~~ seines Lagers mit ihrem Haar und mit ihrem Mantel schmücken,

KLAUS MANN

Vergittertes Fenster.

Novelle
um den Tod des Königs Ludwig II. von Bayern.

Für

Thomas Quinn Curtiss.

Sils Baselgia.Sommer 1937.

* * *

Vous fûtes un poète, un soldat, le seul Roi
De ce siècle où les rois se font si peu de choses

* * *

Verlaine.

"A Louis II de Bavière".

"ES ist der König!"sagten die Diener,und sie erschraken alle bis ins Innerste.

Einige drängten sich im Korridor des ersten Stockwerkes an den Fenstern;andere waren hinunter gelaufen,in die Halle oder auf den Kiesplatz vor dem Schloss.

Jeder von ihnen wusste,was geschehen war,und es gab unter ihnen keinen, der diesem Augenblick nicht mit einer Spannung,in die sich Grauen mischte,entgegen geharrt hätte.

Ihr Herr und König,Ludwig II.von Bayern,hielt Einzug in seiner schönen Besitzung,Schloss Berg am Starnberger See.Ach - aber er kam nicht an,wie es einem freien Herrscher geziemt.Aerzte und Wärter begleiteten ihn.Herren vom Münchener Hof folgten dem melancholischen,macabren Transport,der bewacht wurde von berittener Polizei.

Die Diener wussten:Man hatte ihren Fürsten,auf Schloss Hohenschwangau drüben,gefangen genommen als einen Irrsinnigen,fast wie einen Verbrecher.Die Doktoren in München hatten,im Einverständnis mit der Familie Wittelsbach und mit den Ministern,über ihn das schreckliche Urteil gefällt:Der König war krank - dahin lautete der ärztliche Spruch - ,geisteskrank,und wahrscheinlich unheilbar,wie sein Bruder,Prinz Otto,der seit Jahren,von der Welt getrennt,sein halb tierisches Dasein fristete.Die Krankheit,zu der die Gelehrten und die Würdenträger Seine Majestät verurteilten wie man einen Uebeltäter zu strenger Strafe verdammt,war genannt:Paranoia.Keiner der Diener verstand das beängstigend fremdartige Wort;aber alle erschauerten sie vor seinem bösen Klang.

War es möglich,dass ein König,der doch von Gottes Gnaden und eigentlich unantastbar ist,Paranoia bekam,wie ein Bettler den Aussatz oder wie ein Kind Keuchhusten? - Ludwig II.sollte nicht mehr regieren dürfen, weil er mit der Paranoia geschlagen war wie mit einer Pest."Es muss wohl in der Familie liegen",sagten die älteren und klügeren unter den Lakaien,mit düsterer Anspielung auf den unglücklichen Prinzen

Otto.Aber skeptisch waren auch sie,was das Verhalten der Familie Wittelsbach,der Aerzte und der Minister in dieser wirren und schauerlichen Affäre betraf.Die Diener auf Schloss Berg vermuteten alle,dass ihr Herr und König auf Grund übler Machenschaften entmündigt,abgesetzt und als verrückt erklärt worden war.Prinz Luitpold,der Onkel des Königs,wollte Regent von Bayern werden:darauf lief alles hinaus. Deshalb sollte der Herrscher von Gottes Gnaden nun verschwinden in einem Zimmer,das eigentlich schon fast ein Kerker war.Damit Prinz Luitpold die Macht bekäme,- so argwöhnten die Lakaien - hatte die Wissenschaft,repräsentiert vor allem durch den Obermedizinalrat Doktor von Gudden;und durch einige seiner Kollegen,das teuflische Wort "Paranoia"erfunden und dem König angehängt:Ueber diesen Punkt waren alle Diener in Schloss Berg - biedere Männer vom Lande - im Grunde sich einig.Aber sie wagten ihre Meinung und ihre Verdächte nicht mehr offen auszusprechen.Die Macht ,der Staat hatten sich für den Prinzen Luitpold und den Doktor von Gudden entschieden - gegen den König.Dieser war geliefert,preisgegeben,geopfert - ;wer durfte sagen,ob er als König überhaupt noch zu bezeichnen war,nachdem die Macht ihn auf so eclatante Weise hatte fallen lassen?Widerstand war nutzlos:das begriffen die Lakaien sehr wohl;denn sie waren es ja gewohnt,im Dunstkreis der Macht zu atmen und sie wussten,dass ein Aufbegehren gegen sie praktisch kaum je in Frage kam.Heimlich sympathisierten sie mit den Leuten von Hohenschwangau,den Männern von den Bergen und der braven Gendarmerie des Ortes,die eine richtige kleine Revolution veranstaltet hatten,als die Herren aus München - die Aerzte,die Minister und die Hofbeamten - eingetroffen waren,um den König abzuholen und einzusperren.Wie wacker war das von den Leuten in Hohenschwangau gewesen! -:so empfanden ausnahmslos alle Diener.Aber andererseits:Was hatte es genutzt,welche Konsequenz hatte die tollkühne kleine Aktion der Hirten,Knechte und Bauern gehabt?Freilich,zunächst einmal war es gelungen,die Herren aus München abzuwehren und heimzuschicken mit Sensen und Flinten und bedrohlichem Lärm;aber sie waren wiedergekommen,und sie legitimierten sich als die Macht - alle Grösse der Macht stand unsichtbar hinter ihnen -, und sie zwangen den König von Gottes Gnaden,vor dem sie sich noch gestern bis zur Erde verneigt hatten,in eine Kutsche zu steigen und von Schloss Hohenschwangau nach Schloss Berg,am Starnberger See, in der Nähe Münchens,zu fahren,wo er verwahrt und eingesperrt werden sollte,wie ein reissendes Tier.

Zahlreiche Vorsichtsmassregeln hatten die Münchener Herren - Prinz Luitpold,Doktor von Gudden und die Minister - in Schloss Berg treffen lassen,damit der abgesetzte König dort nur ja recht gut aufgehoben sei und weder ausbrechen noch sich ein Leid antun könne.Man hatte,zum Beispiel,den Dienern dringlich eingeschärft,sie dürften Ludwig niemals allein mit einem Essbesteck - mit einem Messer im Zimmer lassen.Es waren auch Handwerker gekommen und hatten die Fenster im Schlafzimmer Seiner Majestät vergittert:vor jedem Fenster hatten sie fünf oder sechs dicke Eisenstangen,ziemlich dicht nebeneinander,angebracht. Dies bedeutete und bewies,dass es wirklich aus und zu Ende war mit der Herrlichkeit Ludwigs II.,der in so vielen schönen Schlössern frei und prächtig gehaust hatte. Durch so erniedrigende Vorsichtsmassnahmen wurde sein Gottesgnadentum ihm grausam aberkannt von der Macht.Hinter vergitterten Fenstern,wie ein Raubmörder,würde der gestürzte Monarch den Rest seiner Tage verbringen müssen...

All diese unbarmherzigen Demonstrationen der Wissenschaft und des Staates gegen den armen und schönen Herrn beeindruckten natürlich stark die Lakaien.Trotzdem wollten sie es nicht glauben,dass König Ludwig ein Wahnsinniger und dass sein Haupt geschlagen sei mit der fürchterlichen Krankheit,Paranoia geheissen.Gerade die hielten dies für gänzlich ausgeschlossen,die dem Herrn persönlich gedient hatten und also um seine krassen Wunderlichkeiten,seine wilden Schrullen und Launen Bescheid wussten.Gerade die,so den König kannten, liebten ihn auch. Aber nun schwiegen sie, aus lakaienhaftem Respekt vor der Macht, und muckten nicht, als die Handwerker in Schloss Berg sogar die Türklinken in den Gemächern Seiner Majestät entfernten.

"Es ist der König!" flüsterten die Lakaien, und sie beobachteten, vom Portal oder von den Fenstern des ersten Stockwerkes aus, die Anfahrt des Wagens.

Es regnete dicht und gleichmässig, schon seit Tagen. Alle Lakaien sagten, einen so nassen und kalten Juni, wie diesen des Jahres 1886, habe man noch niemals erlebt. Der Regen hüllte die Landschaft ein wie ein graues Tuch. Man konnte das gegenüber liegende Ufer des schmalen Sees nicht sehen. Der Regen rauschte auf dem Dach des Schlosses und in den Baumwipfeln des Parkes.

"Es ist der König!"

Aus einem zweiten Wagen, der weiter hinten im Park gehalten hatte, kam ein Mann in Zivil - ein Arzt wahrscheinlich oder ein Wärter - und öffnete von aussen mit einem Drücker die Kutsche, in der Ludwig II. sass. Die Lakaien besprachen sich - halb empört und halb vor der grausamen Umsicht des Staates ehrfürchtig erschauernd - über dieses neue Detail: Man hatte von der Kutschentüre die Klinke entfernt, wie von der Türe zu des Königs Schlafzimmer.

Noch ein Herr war herbeigeeilt, um Seiner Majestät aus dem Wagen zu helfen; einige der Lakaien erkannten ihn, es war der Medizinalrat von Gudden. Aber Ludwig lehnte jede Stütze ab. Die Diener beobachteten es, nicht ohne Genugtuung, wie ihr Fürst - den Oberkörper schon aus dem Wagen geneigt - eine abwehrende Gebärde gegen den Medizinalrat machte und, ohne den hingehaltenen Arm zu berühren, mit elastischen, grossen, fast vergnügten Bewegungen - so als wäre er froh, aus diesem engen Loch, diesem rollenden kleinen Kerker befreit zu sein - die Kutsche verliess. Er trat zwei oder drei lange Schritte vom Kutschenschlag weg; blieb dann aber stehen, unbeweglich, wie zur Bildsäule erstarrt: eine hoch ragende, beinah riesenhafte, breite, tragisch dunkle Figur, im Faltenwurf seines tief herabwallenden schwarzen Regencapes, den breitrandigen schwarzen Hut in die Stirne gezogen.

Der Schatten der Hutkrempe bedeckte die obere Hälfte seines Gesichtes wie eine Maske. Der etwas verwilderte Bart und der weiche, gedunsene Mund blieben sichtbar. Die Winkel des Mundes waren mit einem Ausdruck von Gram und Ekel herabgezogen.

Der Medizinalrat verharrte, in devoter, aber auch erstaunter, abwartender, zur Eile mahnender Haltung - den Kopf entblösst, die hohe kahle Gelehrtenstirn dem unablässig rauschenden Regen preisgegeben - neben Seiner Majestät. Ludwig zögerte noch mehrere Sekunden - so als machte es ihm ein böses Vergnügen, die Glatze und das wenige dünne Haar des Doktors recht gründlich nass werden zu lassen -; setzte sich dann in Bewegung; ging, ohne sich noch einmal umzudrehen, mit gewaltigen Schritten auf das Schloss zu - Gudden konnte kaum folgem - ; eilte, an den sich beugenden Lakaien vorbei, durchs Portal, durch die Halle, die Treppe hinauf, bis zu seinem Zimmer. Es folgten in hastigem Trabe die Wärter, Aerzte und jene Hofbeamte, die eigentlich Wächter und Spione waren: die melancholische Suite der gestürzten, entmündigten Majestät.

Das Erste, was Ludwig oben in seinem Zimmer feststellte, war: "Man hat die Fenster vergittert." Dabei zuckte er auf eine unendlich hochmütige Art die Achseln und sein Blick, immer noch beschattet vom breiten Hutrand, ward erschreckend finster. Doktor von Gudden verneigte sich leicht, während er sagte: "Ein Zufall~~e~~, Majestät.... Aus rein dekorativen Gründen...", sagte er, völlig sinnlos - und eben in dieser Sinnlosigkeit seiner Worte lag etwas für den König Beleidigendes und Herabsetzendes: so als ob ~~er~~ dieser überhaupt nicht mehr zu unterscheiden im Stande wäre, was Sinn und Unsinn ist in einer Rede.

Der Medizinalrat versuchte, zu lächeln - ein Unternehmen, das kläglich missglücken musste, angesichts der jähen, grossartig - zornigen Gebärde, mit der Ludwig das Haupt weit nach hinten, in den Nacken warf. Dabei schlossen sich die Augen des Königs - der immer noch in seiner sonderbar romantischen Wanderer-Tracht, in wallendem Mantel und breitrandigem Hut verblieb - ,und seine beiden Hände verkrampften sich zu Fäusten. Der Ausdruck des Schmerzes und des Widerwillens auf dem grossen, weissen Antlitz, dessen jammervolle Fläche er zürnend dem bemalten Plafond hinhielt, war ungeheuer.

Gudden beobachtete ihn, erschreckt aber auch lauernd; ärztlich besorgt, aber auch mit Befriedigung, ja, nicht ohne einen gewissen Triumph. 'Wenn sein bayrisches Volk und die europäische Oeffentlichkeit ihn jetzt sehen könnten, da er den Gesichtsausdruck eines Rasenden hat', dachte der Arzt, 'dann würde niemand mehr daran zweifeln, dass meine Diagnose richtig und dass der König unheilbar ist.'

Es war, als erriete Ludwig die Gedanken des Doktors. Ueberraschend änderte er die Positur und das Mienenspiel. Wahrscheinlich war es eben in diesem Augenblick, dass er beschloss, sich von jetzt ab in Guddens Gegenwart unbedingt zusammen zu nehmen - sich nicht mehr gehen zu lassen vor Gudden, bis zum Ende nicht mehr.

"Es macht ja nichts", bemerkte er leichthin, mit einer leisen, etwas rauhen, aber beinah wohlgelaunten Stimme. "Gitter vor dem Fenster", sagte er noch, und zuckte wieder die Achseln, "warum denn nicht... Eine Abwechslung, gar nicht unamüsant..."

In seinem Blick war eine kleine, tückische Flamme. Dieses böse, hinterlistige Aufleuchten gab es in seinen Augen nun beinah immer, wenn er Gudden anschaute. Der Medizinalrat indessen schien es nie zu bemerken.

Ludwig machte ein paar Schritte, die beschwingt und fast tänzelnd waren - was merkwürdig anmutete: Man hätte dem fetten Riesenleib, diesem schwammigen Fleischkoloss so viel grazile Behendigkeit kaum zugetraut. - "Wie lange soll diese - Kur denn dauern?" fragte er, während er durchs Zimmer eilte, flüchtig über die Schulter. Dabei warf er endlich, mit einer schwungvollen und schauspielerischen Geste, Hut und Mantel ab. Der dunkle Zivilanzug, den er trug, war nicht ganz sauber; er zeigte Flecken, die von Wein oder Liqueur herrühren mochten, und die Spuren von Zigarettenasche.

"Das hängt ganz davon ab",versetzte Doktor von Gudden gemessen,"ob Majestät geruhen werden,den Ratschlägen der Aerzte zu folgen. - Ein Jahr lang mindestens",schloss er mit einer gewissen Strenge,"werden wir den Gesundheitszustand Ihrer Majestät zu beobachten haben."

"Ein Jahr lang mindestens"!"wiederholte mit einem fast lautlosen Kichern der König.Uebrigens fing er nun damit an,sich auf eine animierte Art die Hände zu reiben - so als lauschte er köstlichen Anekdoten - , während er seinen hastigen Spaziergang durchs Zimmer fortsetzte.Der Ausdruck seines flächigen,fahlen,verwüsteten Gesichtes ward schelmisch, als er,vertraulich nahe an Gudden herantretend,mit besonders rauher und gedämpfter Stimme hervorbrachte:"Gewissen Herren in München wäre es wohl lieber,wenn aus dem einen Jährlein viele Jährlein werden könnten - recht viele Jährlein,unzählige Jährlein....Bei meinem Bruder Otto hat man es ja so einzurichten gewusst...Meinem Onkel Luitpold",sagte er [illegible] neckisch und immer noch auf diese lustige Art sich die Hände reibend,"möchte es wohl gefallen,wenn man den angestammten König,den Herrscher von Gottes Gnaden lebenslänglich in einem Zimmer mit vergitterten Fenstern verschwinden liesse..."Er zeigte,amüsiert grinsend,das nackte,rosig-grau gefärbte Zahnfleisch. In seinem Munde gab es fast keine Zähne mehr,nur noch gelbliche Stummeln.

Der Doktor schwieg und richtete,unter seinen buschigen Augenbrauen, einen tadelnden,etwas gekränkten Blick auf seinen wohlgelaunten Patienten.Der aber war noch nicht zu Ende mit den anzüglichen Schelmereien."Oder - wer weiss? -",sprach er kichernd - in einem Tone,als käme er nun zu der unübertrefflich witzigen Pointe seiner humorvollen Kombinationen - ,"wer weiss es denn?Vielleicht denkt man gar nicht daran,mich so lange in einem Zimmer mit vergitterten Fenstern am Leben zu lassen.Vielleicht bin ich den Münchener Herren selbst hier noch zu gefährlich.Es sollen ja gewisse Tränklein existieren,mit denen man sogennante Krankheiten wie die meine ein wenig abkürzt; das Ende geschwind und unauffällig herbeiführt.Gewisse Tränklein und Mixturen - oh,ich habe schon manches von ihnen gehört,sie spielen ihre Rolle in der Historie,Katharina von Medicis,zum Beispiel,soll in ihrer Zubereitung und Verwendung excelliert haben.Sicher kennen auch meine lieben Minister und die Herren vom Münchener Hof diese geheimen Rezepte...Hat man Sie,mein lieber Doktor von Gudden nicht beauftragt, mir ein Tränklein solcher Art recht bald in die Suppe zu schütten?"erkundigte sich Ludwig,ganz ohne drohenden Ernst,vielmehr mit einer munteren Neugierde,bei seinem Arzt.

Hierauf musste der Obermedizinalrat denn doch etwas antworten.Sehr würdevoll sprach er:"Auf eine solche Frage einzugehen,Majestät,verbietet mir meine Ehre."Dabei legte er die rechte Hand aufs Herz und presste das Kinn mit dem rundgeschnittenen Vollbart gegen den hohen,steifen,blendend weissen Hemdkragen.

Der König machte eine kleine Handbewegung,die etwa ausdrücken sollte: Was lohnt es sich,weiter davon zu sprechen? - Dann fragte er noch - ein wenig müde plötzlich,und während er sich in einem Sessel niederliess: "Und worin bestehen die Vorschrifte - ich meine natürlich:die Ratschläge meiner Aerzte?"

"Vor allem empfehlen wir Eurer Majestät - Ruhe!"versetzte Gudden mit erhobenem Zeigefinger."Ruhe,Ruhe,und noch einmal Ruhe!Keinerlei Aufregungen!Körperliche Bewegung!Regelmässige Tageseinteilung! - Mögen Eure Majestät doch Vertrauen zu uns fassen!"bat der Medizinalrat,plötzlich mit einer warmen,innig vibrierenden Stimme."Die Aufgabe und der schöne Ehrgeiz der Wissenschaft ist es,zu helfen,nicht zu zerstören!"versicherte er,beinah flehend.

Ludwig,matt im Sessel ruhend,nickte kurz und gelangweilt.Sein Blick ging an Gudden vorbei,starr zur Wand.Nach einer Pause sagte er:"Würden Sie, mein sehr lieber Herr Medizinalrat,die Freundlichkeit haben,mich ein wenig allein zu lassen?Ich bin müde."Dabei gähnte er,ohne sich die Hand vor den Mund zu halten.

Gudden zögerte ein paar Sekunden lang;neigte dann devot den Oberkörper und bewegte sich - nach höfischer Sitte rückwärts gehend - auf die Türe zu."Ich bleibe zur Verfügung Eurer Majestät und werde mir erlauben, mich in geraumer Zeit nach Dero Wohlbefinden zu erkundigen",sagte er noch.Behutsam öffnete er die Türe,und er liess sie lautlos hinter sich zugleiten.

Der König,unter hochgezogenen Brauen,starrte ihm nach."Die Wissenschaft!"sprach er ziemlich laut vor sich hin,und sein schlaffer Mund verzerrte sich vor Hass und Ekel.Dann,noch einmal,mit einem bitter höhnischen Lachen - als spräche er den Namen eines alten,bösen,zugleich ridikülen und gefährlichen Feindes aus -:"Die Wissenschaft!"

Er erhob sich mühsam und ein wenig keuchend.Jetzt war sein Gang schwerfällig und langsam;er taumelte etwas,als er das Fenster erreicht hatte.Wie einer,der in Gefahr ist,hinzustürzen,nach einem Halt,einer Stütze greift,langte er nach dem Fenstergitter.Seine grossen,weissen Hände krampften sich um die Eisenstäbe.Er liess die Stirne gegen das Gitter sinken,und er schauderte bei der Berührung mit der kalten Feuchtigkeit des Metalls.

Es regnete unaufhörlich.Die rinnenden Tropfen benetzten das Eisengitter,wie Tränen ein Gesicht überschwemmen.

Der neblig verhüllte Park rauschte im Regen.

In Oberbayern gibt es viel schlechtes Wetter.Ludwig kannte diese langen Regentage,die Monotonie der regnerischen Wochen.In Hohenschwangau, in Herrenchiemsee,am Starnberger See:jetzt schien es ihm,an allen diesen Orten hatte es beinah immer geregnet.Noch niemals aber hatte das Geräusch des vom Himmel fallenden Wassers hin derart gequält,wie jetzt und hier.Das Rauschen,Plätschern und Rieseln in den Baumwipfeln, auf dem Kiesplatz,in den Pfützen der Parkwege,in den Regenrinnen:nun empfand er es als eine Folter,die kaum erträglich war.

'Wenn es doch aufhören wollte,zu regnen!'wehklagte er,und sein weisses, gedunsenes Gesicht bewegte sich hinter den Gitterstäben,wie das Gesicht eines Tieres ~~vor~~ hinter den Stäben des Käfigs.'Ah,cette pluie!Cette pluie, toujours...C'est artoce,c'est horrible..."

Der Ausdruck eines ungeheuren Schmerzes war wie der tiefschwarze Schatten einer ~~vorüberziehdne~~ vorüberziehenden Wolke auf sein Gesicht gestürzt und verwüstete seine Züge.

Was er in den letzten Tagen und Stunden hatte erleben müssen, war zu viel und zu schlimm. Da man ihn nun alleine liess - alleine in diesem Zimmer mit den vergitterten Fenstern - , fand er sich in einem Zustand, wie der Sträfling, den man unbarmherzig gepeitscht und gefoltert hat und der in der Einsamkeit seiner Zelle zurückbleibt, mit seinem Körper, der überall schmerzt: er weiss nicht, wohin seine Glieder tun, alle Glieder sind wie ein einziges Brennen; er weiss nicht, ob er liegen, stehen oder sitzen - ob er schreien, fluchen oder beten soll.

Ludwig öffnete ein wenig die weichen, bläulichen Lippen. Erst sog er nur mit einem leise pfeifenden Geräusch die Luft ein - die feuchte, kühle Luft des regnerischen Tages -; aus dem Pfeifen wurde ein Röcheln, dann ein tiefes, brummendes Stöhnen.

Der gefangene König stand am Fenster und stöhnte. Seine Hände glitten die Gitterstäbe entlang - immer wieder diese nassen Eisenstangen hinauf und hinunter.

Dann erschrak er. Plötzlich meinte er zu spüren, dass er beobachtet wurde. Er drehte sich hastig um; fand das Zimmer leer. Als er die Türe aufreissen wollte, um festzustellen, ob jemand sich hinter ihr versteckt gehalten, bemerkte er, dass sie verschlossen war; nicht einmal eine Klinke gab es, um an ihr zu rütteln. Vielleicht war in der Türe, oder seitlich von ihr, in der Wand, eine geheime Luke angebracht, durch die Doktor Gudden, oder ein anderer Arzt, oder ein Diener, jede Bewegung, die der König machte, verfolgen konnte. Ludwig war ganz fest überzeugt vom Vorhandensein einer solchen Luke, und er beschloss:

'Ich will Würde zeigen. Man beobachtet mich. Den Spähern an der Türe werde ich das Schauspiel nicht bieten, das sie sich erhoffen. Von nun ab wird nicht mehr gestöhnt und ich presse die Stirne nicht mehr gegen dieses

Eisengitter. - Alles kommt darauf an,dass ich Ordnung in meine Gedanken bringe.Die Lügner und die Rebellen wagen zu behaupten und zu verbreiten,ich sei geisteskrank - Ich,der König,le Roy lui-même! Welch dreiste Ungeheuerlichkeit!Ich widerlege sie schlagend,indem ich mich - den fürchterlichen und unglaublichen Umständen zum Trotz,in denen ich mich befinde - als ein ruhiger und gefasster Mann betrage.'

Unter so guten und vernünftigen Vorsätzen liess der König sich in einem Sessel nieder,der nicht weit vom Fenster stand.

Aber die Gedanken in seinem Kopfe wollten nicht beieinander bleiben; sie verwirrten sich,wurden verdrängt von Bildern,Vorstellungen,Assoziationen,die gar nicht zur Sache gehörten und nur stören konnten. Zum Beispiel kam Ludwig,Minuten lang,nicht los von Wortverbindungen wie diesen:'Sie wollen mir den schwarzen Purpur von den Schultern reissen!Mir, dem Herrscher - Mir,dem siebenfach gesalbten Fürsten von Mitternacht!Es wird ihnen niemals glücken.Ich bin der Schwanenritter und ich bin der Schwan.Der schwarze Schwan bin ich,und erhebe mich mit ungeheuren Flügelschlägen über sie - über das Pack,über die Intriganten,über die Wissenschaft! - Den schwarzen Purpur wollen sie mir von den Schultern reissen,mir,dem siebenfach gesalbten..."Und die gleichen ~~[illegible]~~ Sätze begannen in seinem armen Haupte wieder von vorn.

Ludwig merkte selber,dass er so nicht weiter kam.

Wenn dieser Regen doch einen Augenblick aufhören wollte,zu rauschen!

Cette pluie!Cette pluie horrible!

'Ich muss mich unbedingt zusammennehmen!'beschloss Ludwig aufs neue.

Er zog mechanisch seinen kleinen Taschenkamm und begann,sich das Haar zu frisieren.Sein Haar war dunkel und ziemlich dicht geblieben: der letzte Rest seiner Jugendschönheit - seines berühmten,unwiderstehlichen Reizes.Freilich,auch dies Gelock war so verführerisch nicht mehr wie einst und früher.Es hatte eingebüsst an Glanz und Weichheit,und es wich weiter von der Stirne zurück als damals,da Ludwig noch der vielgeliebte,höchst bezaubernde junge Herr gewesen war.

Immerhin:es war eine chevelure,die sich wohl noch konnte sehen lassen und deren ein Fürst sich nicht zu schämen brauchte.Ludwig pflegte sie denn auch mit zärtlicher Sorgfalt und verbrahhte täglich Stunden mit dem Leibcoiffeur Hoppe - einem seiner vertrautesten Freunde und politischen Berater - ,der ihm das Haupt frisierte,massierte,salbte und parfümierte.

'Du musst ruhig und schlau sein!'beschwor der König sich selber,während er den kleinen Kamm durchs Gelock gleiten liess.Du musst deine Gedanken sammeln;~~darauf kommt alles an~~ musst deiner Neigung zu einer gewissen leichten Zerstreutheit durchaus Herr zu werden wissen -:deiner ungeheuer grossen Position,deinem enormen Ruhm und fabelhaften Ansehen in der Welt bist du dies schuldig.' -"Je suis le Roy!"rief er laut."Ach,wenn es doch endlich aufhören wollte,zu regnen!"

Er erschrak vor dem Klang ~~[illegible]~~ der eigenen Stimme;blickte scheu um sich und flüsterte:"Warum bin ich allein?Warum ist keiner bei mir?"

'Dies ist die Stunde',dachte er,'da ich meinen grossen Freund am dringlichsten brauchte;da ich meines innig geliebten Meisters wahrhaft bedarf.Aber wo ist er?Wo kann Wagner sein?Wohin ist Richard verschwunden?' fragte er sich gequält - und dann fiel ihm ein:'Freilich,er hat in feierlicher Stunde zu Venedig den Geist aufgegeben.Ich schrie auf,als ich davon Kenntnis bekam;hüllte mich in schwarzes Trauergewand,bestreute mein Haupt mit Asche und weinte viele viele Nächte lang,auch tagsüber vergoss ich Tränen. - Das war vorauszusehen',sann er gekränkt,'so musste es kommen:Zu der Stunde,da ich wirklich angewiesen bin auf meinen grossen Freund,ist er nicht zur Stelle.Er macht sich auf und davon.Er hat seinen triumphalen Tod gehabt - den Tod des Siegers,den festlichen Tod - , und überlässt mich meinem langsamen,schmählichen Ende.'Mit heftigerer, fast zorniger Gebärde frisierte Ludwig sich den Rest seiner Jugendschönheit,das ~~[illegible]~~ gewellte Haar.

'Mein höchst geliebter Freund ist immer rasend egoistisch gewesen', grübelte er verdrossen.'Natürlich wusste er es so einzurichten,dass er schon - kalt,entfernt,unerreichbar - bei den Unsterblichen weilt,während ich hier unten,vom Ministerpack und von den Charlatanen der Wissenschaft, gehetzt werde wie ein edles Wild.Statt mir,seinem Freund und König,freundschaftlich nahe zu bleiben,sorgte er sich nur um die effektvolle Inscenierung des eigenen Todes.Das muss jeder ihm lassen:Er wusste seinem Sterben die schönste Dekoration,den wirkungsvollsten Hintergrund zu geben. Venezia,Canale Grande;schwarze Gondel;Cosimas reichlich fliessende Tränen. Die Witwe des grossen Mannes - umsichtig bei aller Verzweiflung - versendet Hunderte von Depeschen:an Kaiser und Könige,an Opernintendanten und Banquiers, an Journalisten,Botschafter und Tenöre:Richard Wagner ist tot...Das geht wie ein Jammerlaut durch Europa.Keinen anderen aber trifft es wie mich.Ich stürze hin,von einem Keulenschlag aufs Haupt getroffen.

Sähe mein einzig geliebter Meister mich in der unerfreulichen Lage,die jetzt eben die meine ist - vielleicht sieht er mich - :würde er nur halb so viel weinen,wie ich damals schluchzen musste,als die Drahtpost aus Venedig kam?Ach,ich fürchte,seine Augen wären beinah ganz trocken geblieben.Er hatte keine Zeit,sich dem grossen,heiligen Gefühl des Schmerzes hinzugeben - mit der Regie des eigenen Ruhmes beschäftigt,wie er es meistens gewesen ist.Manchmal fürchte ich:er passte und gehörte in unsere schlechte,späte - viel zu späte -,den grossen,heiligen Impulsen schaurig entfremdete Epoche.Mit den Schikanen,Intrigen und üblen Machenschaften,die sie mit sich bringt und vor denen ich mich entsetze,wusste er sich durchaus abzufinden.Als er alt und mit allen Wassern gewaschen war, brachte er es fertig,sich selbst mit so infernalischen Mächten wie der Wissenschaft,der Presse und dem Hause Hohenzollern zu verständigen -: der verfluchten preussischen Hohenzollern-Familie,die sich anmasst,mehr zu sein als Ich,der gesalbte König,und mein echtes Königreich ihrem falschen Kaiserreich einzuverleiben - ,und mit der Wissenschaft,dieser eklen Pest des Jahrhunderts,die mir jetzt den Lebensatem abwürgen will.Ja,um seines Ruhmes willen vertrug er sich mit meinen Widersachern;versöhnte sich mit dieser fürchterlichen modernen Zeit,an der ich zu Grunde gehe...

Ach,ich hätte in ein anderes,schöneres Jahrhundert - in ein Grand Siècle hätte ich geboren werden sollen!Mein Meister aber schloss,auf seine durchtriebene Art,Frieden mit dem Pöbel und verriet unseren Bund. Als ich ihm dan letzte Mal in Bayreuth begegnete - wie lang,wie lang ist das her? - wimmelte es um ihn herum von Journalisten und Professoren, und man erwartete die Ankunft des sogenannten Kaiseres aus Berlin:der kam herbeigereist,um sich den 'Parsifal" - meinen 'Parsifal'anzuhören! Ach,welche Entweihung meines Weihespiels an diesem Rummelplatz für internationale Touristen! - Der Meister und ich,wir kannten - wir erkannten uns kaum noch,während dieser schaurigen Bayreuther Tage.Wir sassen uns gegenüber und starrten uns fassungslos an.Ich reiste ab,ohne 'Parsifal"gesehen zu haben.So einsam wie damals war ich noch nie gewesen,oder bin ich doch heute erst wieder.Eine schwarze Welle von Schmerz überflutete etwas in mir und spülte etwas hinweg,was ungeheuer gross und ungeheuer süss in mir gewesen war.Verloren,weh mir,verloren!Damals liebte ich meinen Meister nicht mehr.'

Ueber diesen Gedanken - 'Damals liebt ich meinen Meister nicht mehr!'- erschrak Ludwig so heftig,dass er es nicht mehr aushielt in seinem Sessel,sondern aufspringen musste.Er eilte wieder durchs Zimmer und - vergessend,dass er wahrscheinlich durch eine Luke beobachtet wurde - hämmerte er sich mit beiden Fäusten verzweifelt gegen die Stirn.

"Damals liebte ich meinen Meister nicht mehr!"stöhnte er laut,und dann arbeiteten die Gedanken weiter in seinem gequälten Haupt.'Wie furchtbar ist es,was ich mir da eingestehe!Ich hatte nur eine Liebe im Leben, und der treu zu bleiben,war ich nicht stark genug.Wagnern habe ich verbannt aus meinem Herzen:deshalb ist es dort so leer geworden,und diese Leere tut weh.Aber ist es nicht auch seine Schuld gewesen,dass ich ihn verbannen musste?Als ein Hilfesuchender,als ein Bettler ist er zu mir gekommen,und ich habe ihn überschüttet mit meiner Grossmut.Seinetwegen habe ich mirs bieten lassen,dass das Volk in meiner eigenen Hauptstadt mich verhöhnte.Man sang unverschämte Lieder,auf ihn und auf mich.Wie haben sie ihn doch genannt,damals in München - welchen Spitznamen hatten sie doch für ihn?Lolus...ganz richtig:Lolus...'

Der König,in all seinem Schmerz,kicherte hysterisch in der Erinnerung an diese Abgeschmacktheit,die zu einer Zeit,da Richard Wagner bei ihm in allerhöchsten Gnaden stand,auf den Münchener Gassen populär gewesen war. Lolus:dies gehässige und dumme Scherzwort,mit dem man zugleich den König und seinen ehrgeizigen Favoriten treffen wollte,spielte frech auf eine historische ~~Scandal~~ Scandalaffäre der Familie Wittelsbach an:auf das berühmte Verhältnis nämlich,das König Ludwig I.mit der spanischen Tänzerin Lola Montez unterhalten hatte.Der bayrische Monarch hatte die fremde Schöne zur "Gräfin von Landsfeld"arrivieren lassen und um ihretwillen auf den Thron verzichtet.Verblichene Sensationen,verjährter Klatsch: von den Stammtischen und den Journalisten,von den Weibern und den Gassenbuben ward die aventure des Grossvaters wieder aufgewärmt,als der ~~Enkel~~ Enkel auf so provokante Art den exzentrischen Musikschreiber und Schuldenmacher,diesen tief verdächtigen Wagner protegierte.

"Lolus":jetzt,so viele Jahre später - Wagner war tot und Ludwig II.fand sich in einem Zimmer mit vergitterten Fenstern - wurde der König von einem bösen und etwas närrischen kleinen Lachen geschüttelt,weil der törichte und gemeine Spottname ihm wieder eingefallen war.

'Wie viele Beleidigungen habe ich hinnehmen müssen,um Wagners willen': dies war sein bitterer und gereizter Gedanke.'Im Hoftheater hat man mich ausgezischt,als ich meine Loge betrat,und dies Zischen galt ihm meiner Freundschaft, meiner Treue zu ihm, Er aber,zum Danke,hat mich verraten.Hat mich verraten an Cosima,an Bayreuth,an seinen Ruhm;hat mich seinem monströsen,frevelhaften Ehrgeiz geopfert.So Unsägliches hat er mir angetan - und ich war nicht nur der, der ihn am meisten geliebt hat - am meisten von allen,ich weiss es! -: Ich war auch sein König!' - "Je suis le Roy!"schrie der Gefangene;reckte sich,und ~~er~~ sank wieder in sich zusammen.

Sein Gesicht mit den grossen, bleich gedunsenen Wangen, dem schlaffen Mund wurde starr von Hochmut, während er weitersann: 'Natürlich musste ich mich ganz von ihm zurückziehen und seinen Namen aus meinem Herzen verbannen, da er mich so fürchterlich verraten hatte. Sollte ich ihm hinter ihm herlaufen wie eine unglücklich Liebende? Je suis le Roy, der gesalbte Nachfolger bin ich der schönen grossen Herren von Versailles. Sehr viel Macht ward mir anvertraut von Gott dem Allmächtigen. Und wenn auch die Familie Hohenzollern versucht hat, mir einen Teil meiner Herrlichkeit zu entreissen: ich bin immer noch der Gewaltigsten einer auf Erden, dem erhabenen Louis XIV. in Aussehen, Charakter und Position auffallend ähnlich. Ich verzichte nicht auf meinen angestammten Thron und Herrschersitz, einer Lola oder eines Lolus wegen - solche Schwachheit erwarte man doch ja nicht von mir! Vielleicht habe ich etwas dieser Art früher manchmal erwogen; aber sehr schnell bin ich über solche Anfechtungen hinweg gekommen.... Mir blieb anderes zu tun, als Wagnern, dem grossen Selbstsüchtigen und Ungetreuen, nachzutrauern und nachzulaufen. Mir war es aufgetragen, der Welt die Herrlichkeit meines Königtums zu zeigen und zu beweisen; der eigenen Grösse musste ich das unvergängliche Denkmal setzen. Schlösser musste ich bauen, und Marmortreppen anlegen lassen in Parks, und Grotten anlegen lassen, durch die ich in einer rosig-silbrigen Dämmerung, bengalisch angeleuchtet, spazieren fahren konnte im Nachen - alleine mich ergötzen im geschmückten Boot.

Denn natürlich war ich immer alleine', dachte, stolz und kummervoll, König Ludwig. 'Für den Fürsten von Mitternacht gibt es keine Gemeinschaft. Wenn er Freunde sucht, dann ist er wohl genötigt, von seiner eisigen Höhe für eine kleine Weile herab zu steigen.... Manchmal suchte ich Freunde. Nicht immer war der Platz neben mir leer, im Nachen, oder der goldenen Karosse oder im Bette, unter dem breiten samtenen Baldachin. Zuweilen war ein Liebling in meiner Nähe, irgendein Junger, mit schönen Haaren und mit schönen Augen. Aber die musste ich alle verlieren - ich hatte wohl auch nicht den Willen, sie festzuhalten...Einer von ihnen...ja, unter all diesen Einer wäre vielleicht würdig gewesen, bei mir zu bleiben. Es gefiel mir, seinen Bewegungen zuzuschauen, wenn er auf der Bühne agierte oder wenn er zu mir, in meine Einsamkeit, trat. Joseph Kainz....an den erinnere ich mich noch sehr genau. Er hatte eine Stimme aus Metall und einen ungeheuer leuchtenden Blick. Grosse Kraft und grosser Reiz waren ihm eigen. Als ich ihn zum ersten Mal sah, war er Romeo. Als ich ihn aber angerührt hatte mit meiner Liebe - so wie Magier Gegenstände mit ihrem Stabe anrühren und verwandeln - : da wurde er Hamlet. Da er durch die Begegnung mit meinem überströmenden Gefühl reif und ganz er selbst geworden war, bedurfte er meiner nicht mehr: Er ging auf und davon, wie die anderen - wie die anderen alle.

Ich musste sie alle verlieren. Ich wollte keinen von ihnen halten./

/Allein im Theater und im Opernhaus; allein an der Tafel und im Schlafgemach. Die Berührung mit Menschen beschmutzt. Menschen sind Pöbel. Der Fürst von Mitternacht zieht die Einsamkeit vor - : aber wie furchtbar hat er unter ihr gelitten!

Manchmal besuchte oder empfing ich meine fürstliche Verwandte, meine wahre Braut - mir anverlobt! mir bestimmt! - ; wenngleich man sagt, dass sie die Gattin des Kaisers von Oesterreich ist - ; Elisabeth, die Einzige, die Meinesgleichen; [illegible] meine Schwester in der Würde, meine Schwester im Schmerz. Aber sie verweilte bei mir immer nur ziemlich kurz. Elisabeths Leben war unruhig und beladen mit Schwermut, wie meines. Meine Hohe Schwester pflegte viel unterwegs zu sein; zuweilen schickte sie mir Botschaften von einem nördlichen Meer - Botschaften in recht schönen Versen - , und bezeichnete sich selbst als die Möve, mich aber als den Adler in meinem Horst. Plötzlich aber erschien ~~stellte~~ sie [illegible] zu einer knappen Visite. Mit ihren trostlosen Lippen berührte sie meine trostlose Stirn. Wir verneigten uns tief voreinander, ehrerbietig der eine vor des anderen Würde und Traurigkeit. Nach dem Stirnkuss und der Verneigung - den edlen Riten unserer unerfüllbaren,heiligen Liebe - blieb uns nicht viel mehr zu tun.Sie raffte ihr üppig besticktes Kleid;ich raffte den Purpurmantel,und wir schieden. Klagend riefen wir uns noch zu:Uebers Jahr,meine Schwester - übers Jahr, mein Bruder,sehen wir uns wieder!

Der Fürst von Mitternacht war der Einsamkeit geweiht wie eine Nonne dem Dienst des Herren.

Anblick und Geruch der Menschen beleidigten mich.Schon das Tageslicht tat meinen Augen meistens weh.Ich zog die Nacht vor.Meine Liebe gehörte der dunkelsten Stunde,der Stunde Minuit,wenn die Menschen schweigen,die Brunnen und die Bäume aber zu reden beginnen.Mein Meister,der zu Venedig verstorben ist,hat die Nacht besungen wie keiner - aber nur, um sie schliesslich doch noch an den Tag zu verraten,an den grellen Tag nämlich seiner Ruhmeslaufbahn,seiner irdisch-vergänglichen Karriere.

Ich verrate die Nacht nicht.Ich liebe sie mehr und mehr,immer inniger,mit permanent wachsender Zärtlichkeit - so dass der Tag mir schon zum beinah unerträglichen Aergernis geworden ist.

Wer mich nur am Tage gekannt hat,weiss nichts von mir.Erst wenn Minuit,meine geliebte Stunde,läutete,wuchsen mir Flügel.Ich wurde der schwarze Schwan,breitete mächtige Schwingen und erhob mich über mein Land.Tränen liess ich fallen auf mein armes Land - arm,weil es von sterblichen,unwissenden,hässlichen Menschen bewohnt wird - ,und dann senkte ich mich auf das Wasser einer meiner schönen Seen.Das Lied der Wellen klingt gar tröstlich für einen schwarzen,weinenden Königsschwan. Ich liebe das Wasser wie ich die Nacht liebe.Die Wellen machen die gleiche Musik wie die Nacht:Rheingold-Musik,Tristan-Musik...'

"Aber nicht dieser Regen!"schrie der König,dem mit Entsetzen zum Bewusstsein kam,dass seine Gedanken abseitige und wirre Pfade gingen: daran gab er nun dem monotonen,zugleich einlullenden und enervierenden

Geräusch des Regens die Schuld. ~~Ich ertrage es nicht!" schrie er gemartert.~~

'Da haben wir es: Ich kann meine Gedanken nicht ordnen', empfand er verzweifelt, und starrte auf das nasse, schwarze Eisengitter vor dem geöffneten Fenster. 'Die Aerzte haben wohl recht, wenn sie behaupten, ich sei wirr im Kopfe. Aber welcher Sterbliche hält das aus, was ich während der letzten vierundzwanzig Stunden auszuhalten hatte - wenn ich mich denn nur der letzten vierundzwanzig Stunden erinnern will? Diese fürchterliche Nacht in Hohenschwangau; die infernalische Kutschenfahrt...Und immer dieser Regen! Cette pluie insupportable!...Ausserdem habe ich seit einiger Zeit wohl auch etwas zu reichlich Schlafmittel genommen...An den Schläfen und im Hinterkopf tut es mir weh, und ganz besonders stark schmerzt die Stirne...Mein armer Kopf ist verwüstet von Medikamenten, die vielleicht giftig gewesen sind...Den Aerzten - und denen, die meine Aerzte bestechen - wäre es sehr wohl zuzutrauen, den gesalbten König mit grässlich präparierten Schlafmitteln um die Ecke zu ~~an~~ bringen...

Ich muss meine Gedanken ordnen.

Da ich über meine Zukunft zu entscheiden habe, ist es unbedingt notwendig, dass ich über meine Vergangenheit genau Bescheid weiss; dass ich klar und verständig alles begreife, was geschehen ist.

Aber ist es nicht eine Absurdität, das Wort "Zukunft" zu denken? Als ob es etwas, was diesen Namen verdient, überhaupt noch geben könnte für mich - der ich am Ende, am Ende, am Ende bin. C'est la fin. Voilà la fin d'un Roy. Voilà la fin.

Meine Zukunft - der Tod.

Meine Hoffnung - der Friede.

Ach, ahnte jemand, wie mein Herz nach ihm lechzt! Wagner hätte es vielleicht verst$\overset{an}{na}$den. Elisabeth begriffe es wohl; aber sie ist ja so viel unterwegs - wo weilt sie gerade jetzt?

So begreife Du mich, mein Gott - da ich mich von den Menschen verlassen finde!So nimm Du Dir die Mühe,in mein ratloses Herz zu schauen!Siehe,ich bin gierig danach,ausgelöscht zu werden!Höre mich,Herr,ich schreie nach der Vernichtung!

Zerrüttet von so viel Abenteuern,tausendfach enttäuscht,müde zum Niedersinken,bin ich angelangt an jener Stelle,wo es ganz und gar nicht mehr weiter geht.Ich erwarte nur noch den Gnadenstoss - Gott mein Herr,geruhe,mich nicht lange mehr warten zu lassen!Mögest Du auch bedenken,mein Allmächtiger Gott,dass ich nicht der Erste-Beste bin,keineswegs zur Canaille gehöre - je suis le Roy,und bin es nicht gewöhnt,zu betteln, sondern zu befehlen.

Ach,was rede ich da,Herr Du mein Gott!Du weisst es ja,ich habe zu viel Schlafmittel geschluckt,und eine lange ~~[illegible]~~ Kutschenfahrt hat mich übermüdet:verzeihe bitte meine Ver~~rt~~wirrtheit.Ich bin gar kein König.Von allen Elenden dieser Erde ist keiner so elend wie ich.Ich habe alles alles falsch gemacht.~~[illegible]~~ Mein ganzes Leben ist ein einziger Irrtum gewesen.Ich bereue jeden Tag,den ich gelebt habe.Hörst Du mich,Gott mein Herr?Bitte,höre mich!Ich bereue!

Mein Fleisch war schwach und ich habe abscheuliche Sünden begangen.Ich habe geliebt,wie man nicht lieben darf:Dies vor allem bereue ich.Immer wieder habe ich alles daran gesetzt,die verbotenen Triebe im Zaum zu halten,die bösen verbotenen Lüste zu zügeln.Ich habe mir selber Befehle gegeben:"Enthalte dich der sündigen,unnatürlichen Liebe!"habe ich mir täglich zugerufen,und habe diese Mahnungen an mich selbst sogar schriftlich niedergelegt,um ihnen noch mehr Gewicht zu verleihen.Nichts nützte: Ich verging mich aufs neue - Ich,der König,frevelte wider das königliche Gesetz - welches auch Dein Gesetz ist,Herr Du mein Gott!Aber Du weisst ja,Gewaltiger,wie stark Satan ist in unserem armen Fleische - welches Staub war und zu Staub zerfallen wird.

Ich ~~br~~ bereue,Herr.Gar keinen anderen Gedanken kann und will ich mehr fassen,ausser dem einen:Dass ich bereue.

Wenn es irgendetwas gibt,was ich zu meiner Entschuldigung anführen darf, so ist es,dass ich sehr gelitten habe.Du hast mich ja immer beobachtet, Herr,und hast mich nie aus dem Auge gelassen:Du sahst es - ich bin tief hinunter in den Abgrund des Leides gefahren.

Jetzt aber nimm mich zu Dir,Gott der Gnade,und erlöse mich von dem Uebel. Denn es ist das Leben selber,das ich als das Uebel erkenne;das Da-Sein selber,das Atmen-Müssen,das Sündigen-Müssen.Erlöse mich von der gar zu grossen Qual.

Meine Hoffnung - der Tod.

Du bist ja davon unterrichtet,Allwissender:Während der letzten Nacht in Hohenschwangau - ehe die Schurken von Aerzten und von Ministern mich als ihren Gefangenen mit sich nahmen - :da wollte ich meinen Tod erzwingen - aber was erzwingt man gegen Deinen Willen,Allgegenwärtiger?Ich bat den sonst sehr zuverlässigen Coiffeur Hoppe darum,er möge mir ein bisschen Zyankali servieren;aber der Haarkünstler behauptete,es sei kein Zyankali im Hause.Ein schönes Königsschloss,muss ich schon sagen!Voll von Schätzen und Kostbarkeiten bis zum Dach,und nicht vorrätig ist die kleine Dosis von Gift,die vonnöten wäre,um dem gesalbten Hausherren den Frieden zu verschaffen - den Frieden,nach dem er lechzt.

Ich befahl auch meinem Diener,dem braven Weber,mir die Schlüssel zum Turm zu bringen:Meine Absicht war,mich vom hohen Turme in die Schlucht zu stürzen,das wäre ein geschwinder und relativ schmerzloser Tod gewesen.Der Schlüssel war nicht zu finden.Das ungetreue und unordentliche Personal hatte den Schlüssel verloren.

Schliesslich forderte ich auch noch - um nichts unversucht zu lassen - die Leibwache auf,mich niederzuschiessen.Der dumme Soldat nahm stramme Haltung an und rührte sich nicht.

Alle meine Versuche hast du scheitern lassen,unbegreiflicher Gott!Nun aber scheint es mir geraten,dass Du mich,Allbarmherziger,nicht noch länger quälest.Nimm meine geschundene Seele zu Dir!'

Der König hatte die Hände zum Gebet gefaltet.Er war im Begriffe,vom Sessel gleitend,in die Kniee zu sinken,um knieend seinen Tod von Gott dem

Herrn zu erflehen. Aber ehe noch seine Kniee den Boden berührt hatten, siegte in seinem gemarterten Haupt wieder die andere Emfpindung: 'Du musst dich zusammennehmen, denn du bist der König. Vor den Halunken, die dich wahrscheinlich durch ein Guckloch in der Tür beobachten, musst du dich zeigen, wie es des gesalbten Herrschers würdig ist. Du bist der Nachfolger und legitime Erbe des Sonnenkönigs, des schönen grossen Herren von Versailles. Deine Schlösser im Bayernland sind mindestens ebenso prachtvoll wie die Paläste deines erhabenen ~~Vorgängers~~ französischen Vorgängers. Ein grosser Fürst kniet nicht nieder, um von Gott den Tod zu erflehen - es passt sich einfach nicht, und ich darf mir dergleichen keinesfalls gestatten. Uebrigens ist gar nicht der Tod meine einzige Zukunft und Hoffnung. Im Gegenteil, ich habe ganz andere Zukunftsmöglichkeiten und sehr andere geartete Hoffnungen. Gleich - in ein paar Minuten schon - werde ich mich mit diesen auseinandersetzen und ~~[illegible]~~ klaren Geistes beschäftigen. Nur muss ich erst ein wenig Ordnung in meine Gedanken bringen und mich recht deutlich erinnern, warum, wieso, unter was für Umständen ich in diese abgeschmackte Lage, in diese unpassende und - wenn man will, sogar lächerliche Gefangenschaft geraten bin.'

Ludwigs Haltung hatte sich gestrafft; er war wieder zum Fenster getreten. 'Sieh da, ein Gitter!' dachte er trotzig. 'Warum kein Gitter? Mich stört es nicht. Vielleicht hat man es wirklich nur aus dekorativen Gründen hier angebracht - manchmal redet sogar ein Medizinalrat die Wahrheit. - Ein nasses Gitter, vom Regen nass - seit einiger Zeit regnet es ziemlich stark. Bitte, soll es doch regnen. In einem Lodenmantel kann man trotzdem spazieren gehen. Ich habe sogar ausgesprochen Lust, in einem Lodenmantel zu promenieren. Am See gibt es hübsche Pfade. Doktor von Gudden - Repräsentant der Wissenschaft - könnte mich begleiten.... Eine charmante Vorstellung: Mit dem Medizinalrat, allein, am Wasser...

Die Wissenschaft erklärt, ich sei krank und müsse durch eine Kur wieder hergestellt werden. Ich, der König, sei geisteskrank und nicht mehr fähig, mein hohes Amt zu erfüllen - wagt die Wissenschaft zu behaupten. Mein tüchtiger Onkel Luitpold soll Prinzregent werden.Der sogenannte Kaiser - sagt man mir - hat aus Berlin sein Einverständnis zu meiner Entmündigung gegeben:sie arbeiten einander schlau und gewandt in die Hände.Ist auch der Fürst von Bismarck mit der sauberen Gruppe im Bunde?Doch wohl nicht ganz.Der Fürst kennt mich,weiss mich als Politiker zu schätzen - er brauchte mich ja,anno 71,um seine grossartige "Reichsgründung"durchführen zu können - ;der Fürst,der einiges Gefühl für die monarchische Würde zu besitzen scheint,lässt sich nicht so schnell einreden,dass Ich,der König aller Bayern,geisteskrank sei.Bismarck hat einen sehr klaren Kopf.Der Ratschlag,den er mir zuletzt noch depeschiert hat,war vielleicht gar nicht so übel - nur dass leider mein Gesundheitszustand durch die überreichliche Konsumation von Schlafmitteln damals schon zu reduziert gewesen ist,als dass ich diesem Ratschlag hätte nachkommen können.Der Fürst meinte, ich sollte,um alle infamen Gerüchte um mich herum zu zerstreuen,schnell nach München fahren,mich dem Volke zeigen und zu ihm reden.Meine lästigen Kopfschmerzen und mein Widerwille vor der Canaille,dem Gestank des Pöbels hinderten mich daran,dies zu tun.

Aber meine Gedanken schweifen schon wieder ein wenig ab.(Ach,dieser Regen! Cette pluie morne!)Nicht um Bismarck und seine mehr oder minder vortrefflichen Einfälle handelt es sich;sondern darum:dahinter zu kommen,was für Vorwände diese ruchlose,ungläubige,verdammte Wissenschaft benutzt hat,um Mir,dem Herrn,so viel Ungerechtigkeit und Schmach anzutun. Man sparte sich ja sogar die Mühe,mich zu untersuchen.Es seien Indizien genug gegen mich vorhanden - wurde behauptet -:Indizien,wie gegen einen Verbrecher!

Muss ich fürchten,dass die Wissenschaft von meinen wirklichen Sünden,von den schlimmen Schwachheiten meines Fleisches unterrichtet ist? Aber wer könnte mich verraten haben?Die,mit denen ich mich lasterhaft verging,haben mir Verschwiegenheit gelobt,und es sind samt und sonders brave,mir ergebene junge Leute gewesen.Oder versteht es die Wissenschaft,in meinen Gedanken,in meinem Herzen zu lesen?Die furchtbare Reue über den Fall meines Fleisches ~~aus~~ im meinem leidvollen Blick zu ~~erraten~~? (erkennen?)

Welche Absurdität!So weit ist diese verfluchte Wissenschaft nicht - so weit wird sie niemals gelangen!Mit meiner grossen,abscheulichen Sünde bin ich ganz allein,oder habe nur Gott als Mitwisser,und freilich die, die meine Partner gewesen sind beim verderbten Spiel...Uebrigens gelobe ich mir nun allen Ernstes,dass ich von jetzt ab den teuflischen Neigungen Widerstand leisten werde.Nur noch die physische Liebe sei mir erlaubt;die psychische streng verboten.Auch das Küssen hat völlig aufzuhören:Ich,der König,befehle es Mir,dem gesalbten Herrn.Keinen Stallknecht, keinen Chevauxleger schaue ich mehr an:die begehrlichen Blicke sind durchaus unwürdig eines Mannes in meiner riesigen Position.Adoration à Dieu et la Sainte religion!Obéissance absolue au Roy et à sa volonté sacrée!Ich bin der König!!

...Wenn die Wissenschaft mir diese Verfehlungen - es sind schwere Verfehlungen!verzeihe mir,Gott mein Herr! - vorhielte,müsste ich schamvoll verstummen.Was sie mir indessen wirklich zum Vorwurf macht,das sind lauter Lächerlichkeiten.

Ich verlangte von meinen Dienern,dass sie nur mit schwarzer Maske vor dem Gesicht bei mir erschienen:das ist wohl nicht mehr als selbstverständlich gewesen.Wie sollte ich denn den Anblick ihrer ordinären Menschengesichter ertragen?Entweder er ekelte mich,oder er weckte die bösen Lüste in mir:Beides ist unbekömmlich...Und war es nicht nur natürlich, dass ich gewisse Strafen über die Knechte verhängte,wenn sie sich renitent und vergesslich zeigten,und zu schwach,um nachts ein paar Stunden mit mir zu wachen?Ja,ich befahl,sie zu peitschen und sie zu foltern: das war mein Recht,denn ich bin der König.Manchmal fiel es mir ziemlich schwer,solches anzuordnen:unter denen,die ich züchtigen lassen musste,gab es vielleicht einen,dessen Anblick mir gar nicht unangenehm,oder gar zu angenehm war.Es wäre mir nicht unlieb,jetzt noch zu erfahren,dass einige meiner strengsten Urteile gegen gewisse Personen nicht ausgeführt worden sind...

Die Wissenschaft hat die Stirne,mir die gerechte Strenge,die ich gegenüber der eigenen Dienerschaft walten liess, als Zeichen geistiger Verwirrung auszulegen !

Sie wagt es auch, mir vorzuwerfen, dass ich mich von den unaussprechlich langweiligen öffentlichen Geschäften, den Staatsadaisen, in allerletzter Zeit ein wenig zurückgezogen habe. Warum aber sollte ich Minister empfangen, die hässlich aussehen, von denen ich weiss, dass sie heimlich gegen mich intriguieren, und die mir öde, meistens lügenhafte, oft auch ganz unverständliche Vorträge halten ? Warum sollte ich in die Hauptstadt, nach München, fahren, wo in engen, stinkenden Gassen sich der Pöbel drängt ? Ich hatte anderes zu tun. Ich bin der Herr der Schlösser. Die unvergänglichen Denkmäler liess ich mir errichten, und musste in meinen zahlreichen Palästen so leben, wie es des gesalbten Herrschers, des hohen Freundes der schönen Künste würdig ist : den Versen der grossen Dichter nachträumen, nachträumend den Melodien der Meister - den unsterlichen Melodien meines Meisters ... Was sollte ich noch in der Stadt ? Nicht einmal das Theater machte mir mehr Vergnügen. Seit ich Wagnern verloren hatte, seit ich Joseph Kainz nicht mehr als Romeo oder Mortimer sehen konnte, reizte mich am Theater nichts mehr. Kainz - ehrgeizig fast wie Wagner, und beinah ebenso egoistisch wie dieser - hat meine Hauptstadt verlassen, um in grösseren Städten fremdem Volk Komödie vorzuspielen ... Nein, in München gibt es für mich gar nichts mehr ... Zu Hause fühle ich mich nur in der schönen Einsamkeit meiner Schlösser... Wenn man mir Zeit lässt, muss ich mir noch ein paar dazu erbauen : das ist sogar sehr wichtig und notwendig... Zum Beispiel soll die wundervoll gelegene Burgruine Falkenstein renoviert und in einen grossartigen Palast verwandelt werden ...

Freilich, ich weiss ja : die freche, gottlose Wissenschaft behauptet, dass auch, oder gerade, meine Freude am Schlösser-Bauen krankhaften Charakter habe. Was für ein ruchloser Unsinn ! Als ob es nicht die natürliche, von Gott gewollte und übrigens seit Jahrtausenden geübte Betätigung aller

Monarchen wäre, Schlösser aufzurichten als die Denkmäler ihres Ruhmes : Wenn ich ein Narr bin, weil ich die Schlösser liebe, dann wäre auch mein grosser Vorgänger und unsterblicher Vetter, der göttliche Bourbone, Sonnenkönig von Frankreich, Louis XIV, ein Narr gewesen. Hat dieser erhabene Mann sich etwa durch kleinliche Bedenken finanzieller Art von der Ausführung seiner schönen Pläne zurückhalten lassen ?

Immer schwatzen sie mir vom Gelde : Wie ich dieses Wort hasse - wie ich es verachte : Geld ... Fast so widrig ist es mir wie das Wort "Wissenschaft" : Beide zusammen, das Geld und die Wissenschaft, beherrschen ja wohl, wie man mir versichert, unser elendes, entgöttertes Jahrhundert.

Als ich noch ein Knabe war, quälte und erniedrigte mich mein Hochseliger Vater, indem er uns - dem armen Bruder Otto und mir - nur ein paar Gulden Taschengeld in der Woche genehmigte. Niemals konnten wir uns etwas kaufen, was uns Spass machte; arm waren wir gleich den Bettelkindern - wir, die Prinzen ! Ich erinnere mich noch, wie mein armer Bruder Otto zu einem Zahnarzt lief, der für schöne, gesunde Zähne Geld bot. Mein armer Bruder wollte seine beiden Reihen weisser Zähne hingeben, nur um ein paar Gulden zu bekommen: So weit hatte uns arme~~n~~ Prinzen der fürchterliche Vater getrieben - Seine Majestät König Maximilian von Bayern, verflucht sei sein Angedenken.

Er starb - ich sass einige Minuten lang allein an seinem Bette, als er sterben musste, und ich starrte ihn an, und wir hatten uns nichts zu sagen. Er war tot, und ich war der junge König, und plötzlich hatte ich alles, was mein kühnes, unverwöhntes Herz begehrte.

So meinte ich damals. Ach, wie täuschte ich mich ! Als ich ein wenig Geld für Richard Wagner brauchte, kamen die Minister und tadelten mich, und sogar die Zeitungen brachten die üble Keckheit auf, mich anzugreifen : Ich rettete das eine grosse Genie der Epoche vor Elend und Untergang; ich sicherte ihm den Platz in der Welt, den es verdiente - und diese

Staatsbeamten rechneten mir vor; Den Etat überschritten, lo.ooo Gulden zu viel ausgegeben, o pfui, pfui, pfui, mich schüttelt's, wenn ich daran denke...

Aerger wurde es noch, als ich erkannt hatte, was mein eigentlicher Auftrag war - zu bauen - ; als die schönen Schlösser Linderhof, Neuschwanstein, Herrenchiemsee, nach meinem Plan und königlichen Geschmack entstanden. Man langweilte, enervierte, erniedrigte, marterte mich mit dem öden Geschwätz : Geld Geld Geld ... Schulden Schulden Schulden.... Siebeneinhalb Millionen Schulden hast Du gemacht - : das musste ich mir erst unlängst wieder anhören. Siebeneinhalb Millionen Schulden - zufällig habe ich mir die Zahl gemerkt. Aber was gehen Zahlen mich an ? Je suis le Roy !

Wahrhaftig : unter elenden Vorwänden hat die Wissenschaft ihr furchtbares Verbrechen an der gesalbten Majestät begangen ! Wüsste ich nicht, dass der Tag der Vergeltung kommt und dass der Herr mein Gott Sein Jüngstes Gericht halten wird, ich müsste verzweifeln, müsste irre werden an der Gerechtigkeit der Weltordnung.' -

Der Regen rauschte. Die Bäume des Parkes empfingen geduldig die schwer und reichlich fliessenden Tränen des niedrig hängenden Himmels.

Der Regen begleitete mit seinem grossen Rauschen den stummen und verwirrten, zerknirschten und aufbegehrenden Monolog des gefangenen Königs.

Durch ein Guckloch, das an unauffälliger Stelle in der Türe angebracht war, beobachtete ein Wärter im Auftrag des Medizinalrates von Gudden jede Bewegung Seiner Majestät.

Der Wärter sah, wie Seine Majestät mit geschlossenen Augen eine lange Zeit unbewegt und aufrecht am Fenster stehen blieb. Das einzige Zeichen von Erregtheit, das der Krankenpfleger an seinem königlichen Gefangenen bemerkte, war, dass Ludwig beide Hände zu Fäusten geballt hatte. Das Gesicht des Königs - dieses grosse, grau-bleiche, aufgeschwemmte Antlitz mit den tiefen, schwärzlichen Schatten auf den geschlossenen Lidern - war starr wie das Gesicht eines Hypnotisierten.

Ludwig, regungslos am vergitterten Fenster stehend, durchlebte noch einmal - zum wievielten Male ? - das Drama der letzten Tage, die Katastrophe der gerade erst vergangenen vierundzwanzig Stunden.

Als die Hofkommission aus München, unter der Führung des Grafen Holnstein und mit dem Beglaubigungsschreiben des Prinzen Luitpold, zum ersten Mal vor Schloss Hohenschwangau erschien, um Seine Majestät als Geisteskranken gefangenzunehmen - da musste sie zurückweichen vor dem erbitterten Widerstand der Bevölkerung. Der Leiter der Gendarmerie von Hohenschwangau hatte das versiegelte Schreiben des Prinzen Luitpold zerrissen und dem Grafen Holnstein ins Gesicht gesagt : "Ich kenne nur einen Befehl, und der kommt von Seiner Majestät !" - : Ludwig, am vergitterten Fenster, spürte noch einmal den Triumph, der ihn fast bis zu Tränen erschüttert hatte, als ihm diese Nachricht überbracht worden war. - Der Amtmann von Hohenschwangau war im Begriffe gewesen, die Münchener Hofkommission als Rebellen gegen den Monarchen verhaften zu lassen. Ludwig entzückte sich an der Erinnerung. Sie bewies ihm : Das Volk liebt mich. Für mich sind die einfachen Leute, sie haben den Instinkt für die echte Grösse. Unzweideutig steht das Volk zu seinem angestammten Herrn - gegen die höfischen und ministeriellen Intriganten.

Freilich, bei ihrem zweiten Erscheinen waren die Beauftragten des Prinzen Luitpold erfolgreicher - ach, nur gar zu erfolgreich waren sie gewesen !

Die letzte Nacht in Schloss Hohenschwangau, diese letzten Stunden, ehe der König, von Dr. Gudden geleitet, die schwarze, verschlossene Kutsche besteigen musste : Ludwig - sich am vergitterten Fenster erinnernd - sieht diesen letzten Scenen der eigenen Tragödie zu, wie dem fünften Akt eines Trauerspieles von Schiller. Aber keiner der Helden in den Dramen des geliebten Klassikers war umgeben von solcher Einsamkeit, wie Ludwig in jenen Stunden. Man hatte ihm alle genommen - noch den letzten Ritter und Getreuen, der ihm geblieben war, den jugen Flügeladjudanten, Graf Dürckheim : ihn hatte das Münchener Kriegsministerium unbarmherzig von der Seite des Königs ~~genommen~~ gerissen.

Seine einzige Gesellschaft war der ewig rauschende Regen - cette pluie morne, cette pluie cruelle -, und die beiden Lakaien Mayer und Alfons Weber. Sogar der Kutscher - ein braver und ergebener Mann, er hiess Osterholzer - durfte nicht mehr in die Nähe des Monarchen kommen; man befürchtete wohl, der König könne sich von ihm zur Flucht nach Oesterreich verhelfen lassen.

Aber was für eine schöne Scene war es gewesen, als der gefangene Fürst seine letzte Habe an die getreuen Diener verteilte : Ludwig, in der Erinnerung, genoss noch einmal den tragischen Reiz dieses edlen Vorgangs, der an den rührenden Abschied der verurteilten Maria Stuart von ihren Kammerfrauen gemahnte. Alfons Weber hatte 1200 Mark in bar, eine Brillant-Agraffe und einen Schein auf 25000 Mark erhalten, von dem übrigens ungewiss war, ob er jemals eingelöst werden würde. Auch sein Gebetbuch hatte der König dem Lakaien überreicht und dazu gesprochen : "Bete für mich ! Ich brauche nichts mehr !" - : so, als ob es nötig gewesen wäre, Webern zur Annahme der Geschenke erst durch feierliche Worte zu überreden, während der Bediente doch nicht im mindesten gezögert hatte, die wohlverdienten Aufmerksamkeiten zu akzeptieren.

Nachdem diese schöne Zeremonie erledigt gewesen war, hatte Ludwig damit begonnen, ziemlich viel Rotwein und Cognac durcheinander zu trinken : er meinte jetzt noch, in der Erinnerung, den scharfen Geschmack der Alcoholica auf der Zunge zu spüren. Rauchend, trinkend und Gedichte deklamierend war er im Esszimmer auf und ab gerannt. So hatte der Medizinalrat von Gudden ihn angetroffen, als er erschien, um den König in die verschlossene Kutsche zu bitten. "Majestät, dies ist die traurigste Aufgabe meines Lebens !", hatte der

Doktor heuchlerisch gesprochen.

Ludwig sah die verhasste Fratze des Gelehrten so deutlich vor sich, dass er die Faust hob, um in sie hineinzuschlagen : Der Wärter an seinem Guckloch konstatierte die jähe Geste seines Patienten mit einigen Schrecken.

Es gelang aber dem König, das Bild Guddens, die Erinnerung an seine ölige Stimme von sich zu scheuchen, wie einen Albtraum. Er riss die Augen auf, reckte sich und beschloss : 'Ich ~~muss~~ will mir darüber klar werden, auf welche Weise ich am ehesten freikomme von diesem satanischen Ungeheuer.'

'Ich muss schlau sein !' sagte sich König Ludwig. 'Schlau und listig muss ich mich verhalten. Man meint wohl, ich werde diese unwürdige Gefangenschaft hinnehmen, wie mein armer Bruder Otto die seine akzeptiert ? Man irrt sich. Hi hi', kicherte der König - plötzlich voll guter Hoffnungen, euphorisch gestimmt und fast amüsiert im Gedanken an die Verwicklungen, die aus dem Kampf zwischen ihm und Herrn von Gudden resultieren mochten, 'hi hi hi, man irrt sich gewaltig.'

'Es gibt für mich nur zwei Möglichkeiten', überlegte er. 'Alle beide bedeuten eine Blamage für die Wissenschaft und eine Verlegenheit für meinen teuren Onkel, den Prinzen Luitpold. Entweder ich sterbe - was für mich ein grosser Trost, eine schöne Wohltat, und für ganz Europa eine gewisse Sensation sein würde - : entweder also ich sterbe als das Opfer meiner Peiniger, als das Opfer Luitpolds und der Wissenschaft - oder ich richte mein eigentliches Königtum auf, mein Volkskönigtum, in dem kein Minister, kein Landtag mehr etwas zu sagen hätten.

Das Volk liebt mich - ich weiss, dass mein Volk mich liebt. Die alte Wirtin, die mir auf der fürchterlichen Kutschenfahrt - auf diesem Passionsweg von Schloss Hohenschwangau nach Schloss Berg - ein Glas Wasser reichte - die brave alte Wirtin in der Ortschaft Seeshaupt hat mir zugeflüstert, dass die oberbayrischen Bauern mit Flinten und mit Sensen sich bewaffnet haben, um mir, ihrem König, zu helfen - um mich zu befreien. Auf der anderen Seite des Starnberger Sees, in den Wäldern drüben, sollen viele bewaffnete Bauern sich gesammelt haben. Mit ihnen könnte ich in die Berge entfliehen, um dort mein echtes Königtum zu etablieren. Der See ist schmal, es ist gar nicht weit bis zum anderen Ufer, ich bin ein recht guter Schwimmer - bin ein starker Mann, immer noch, obwohl der überreichliche Genuss von Schlafmitteln und die vielen Aufregungen meine Kräfte etwas reduziert haben. Ich muss alles auf diese Karte setzen : Entweder Tod - oder echtes Königtum... Ich muss meinen Plan fassen ... Ich habe schon meinen Plan...'

Der König ging vom Fenster zum Tisch in der Mitte des Zimmers. Er bewegte die Glocke, die auf dem Tisch stand. Sofort öffnete der Wärter, der draussen gelauert hatte, die Tür. Er verneigte sich tief und erkundigte sich, was für Wünsche Seine Mäjestät hätten. In Ludwigs Augen war ein boshaftes, wildes und dabei fröhliches Funkeln, als er mit sehr sanfter Stimme sagte : "Ich würde gerne einen Rundgang durch die Säle des Schlossen machen.- So viele Erinnerungen", fügte er, wie um Entschuldigung bittend, beinahe demütig hinzu, "so viele Erinnerungen gibt es für mich in Schloss Berg."

Der Wärter - ein gesunder, etwa vierzigjähriger Mann mit rotem Gesicht und stark vortretendem, runden Bauch - , der Wärter, ein Familienvater, Kegelbruder und Biertrinker, zögerte eine Sekunde, ehe er erwiderte : "Wie es Ihrer Majestät beliebt." Er trat beiseite, um Ludwig den Weg durch die Türe freizugeben. Der König, ehe er das Zimmer verliess, warf noch einen schiefen, vieldeutig-munteren Blick auf das vergitterte Fenster, als nähme er Abschied von einem Spiessgesellen und Mitverschworenen.

Ziemlibh rasch und elastischen Gangs bewegte sich Ludwig durch den Korridor, dessen gewölbte Decke das Geräusch seiner Schritte auf dem Steinboden widerhallen liess. Der Wärter folgte ~~ihm~~ in gemessenem Abstand.

In einem der Säle hing ein grosses Gemälde, das den König zeigte, wie er ausgesehen hatte, als er jung und wunderschön gewesen war : so schön, dass von seinem Anblick das Volk erschüttert ward wie von einem Mirakel. Auf dem Bilde trug der junge Herrscher die Uniform eines bayrischen Generals und den breit geöffneten Krönungsmantel aus Hermelin.

Vor diesem Porträt seiner selbst - das kaum noch dem Menschen glich, der er heute war - verweilte Ludwig eine lange Zeit. Der Wärter, in einiger Entfernung, wartete geduldig, respektvoll und doch auch misstrauisch.

Ludwig hatte seinen Taschenkamm gezogen, um ihn, mechanisch und unaufhörlich, durch die lockige, etwas fettige Frisur zu führen. Angesichts der gemalten Schönheit, die früher einmal seine eigene gewesen war, überwältigten ihn wieder die Erinnerungen.

'Ja, dies war ich - ich war der junge König', dachte er ergriffen. 'Ich hatte die adlige Anmut, vor welcher das Volk in die Kniee bricht; die Schönheit Lohengrins, den der Schwan über die Fluten trägt, zum Entzücken derer am Ufer; ich hatte die leuchtende Stirn, das sanft flammende Aug', Wahrlich, dieser junge König, der ich gewesen bin, er hätte es verdient, in einer anderen, stärkeren und schöneren Zeit als die unsere eine ist zu leben und zu regieren. Was habe ich denn angefangen mit meinem Königtum ?

Es hat zwei Kriege gegeben, während ich Herrscher war. Keiner von beiden war heroisch oder abenteuerlich; an keinem der beiden war ich innerlich stark beteiligt. Der erste, 1866, gegen die Preussen, ging für mein Bayernland schnell und ruhmlos zu Ende. Der andere, 1870, mit den Preussen, gegen das edle Volk der Franzosen geführt, liess aus dem König in Berlin den sogenannten Kaiser von Deutschland werden - und ich, ich musste mich noch zu der unwürdigen Komödie hergeben, dem Hohenzollern, dem

Barbaren, dem Protestanten, dem Preussen, die Kaiserkrone feierlich anzubieten : das verlangte Bismarck von mir.

Was habe ich gemacht mit meinem Königtum ? Vom Ministerpack habe ich mich ennuyieren und von den Zeitungsschreibern kritisieren lassen müssen. Ich habe zu den Grossen dieser Zeit gehört, aber wer sind schon die Grossen dieser Zeit, im glanzlosen, glaubenslosen, materialistischen Neunzehnten Jahrhundert ?

Manchmal war es sehr unterhaltend, einer der Grossen der Epoche zu sein : zum Beispiel, als ich noch sehr jung und schön gewesen bin, in Bad Kissingen. Damals war meine Schönheit und Jugend in aller Mund, die kleine Zarentochter, Maria Alexandrowna, schien ziemlich verliebt in mich; man gaffte uns nach, wenn wir miteinander spazieren fuhren; es war recht drollig, man hielt uns schon für verlobt ...

Aber ich verlobte mich nicht mit dem Zarenkinde, sondern mit meiner Base Sophie - ach, warum habe ich das wohl getan ? Zu jener Zeit, als ich mich mit Sophien verlobte, hätte man mich als Verrückten einsperren sollen; nicht heute, nicht jetzt, da ich alle Fehler und Irrtümer meines Lebens in ihrer Bitterkeit, ihrer Traurigkeit, ihrer Peinlichkeit, ihrer nie wieder gutzumachenden Schwere deutlich erkenne.

Ich liebte Elisabeth - von allen Frauen nur Dich, Elisabeth, nur Dich, meine schöne, untröstbar schwermütige, mir innig nahe verwandte Freundin ! - Und ich meinte, diese Liebe auf Elisabeths Schwester, meine arme Base Sophie übertragen zu können. Ich schickte der armen Base Rosensträusse nach Possenhofen am Starnberger See, wo sie bei ihrem Vater lebte; schrieb ihr auch hübsche Briefe, nannte sie "meine Elsa", - ja, ich dachte wohl wahrhaftig, ihr Lohengrin, ihr Schwanenritter könnte ich sein. Dann verlobten wir uns. Das ganze Bayernland war vergnügt, weil der junge König sich mit seiner Cousine, der Schwester der Kaiserin von Oesterreich, verlobt hatte. Sophie aber weinte meistens während unserer Verlobungszeit.

Erst weinte sie nur, weil ich niemals ihren Mund küsste - : das schwöre ich Dir, Elisabeth, niemals habe ich Sophiens Mund geküsst, so wenig wie ich den Deinen je geküsst habe. Dann weinte sie, weil ich die Hochzeit immer wieder hinausschob - und schliesslich, weil ich die Verlobung leider auflösen musste. Die arme Base - nein, sie war nicht eigentlich hässlich, soweit ich mich erinnere, aber auch keineswegs wirklich hübsch - , die sitzen gelassene Cousine heiratete ein Jahr später irgendeinen französischen Herzog. Damals hasste ich sie schon nicht mehr. Aber ich habe sie sehr gehasst, während der langen Zeit, die wir verlobt gewesen sind. Kurz ehe ich mich dazu entschloss, unser Verlöbnis rückgängig zu machen, war ich so fürchterlich gereizt und aufgebracht gegen die arme Person, dass ich ihre Marmorbüste, ein ziemlich grosses Ding, sehr schwer zu heben, und übrigens eine höchst mittelmässige Arbeit - aus dem Fenster meines Arbeitszimmers in der Münchener Residenz auf das Strassenpflaster schleuderte : ich höre noch den Krach, den die steinerne Sophie vollführte, als sie zerbarst.

Ein paar Scherben aus Marmor : mehr bleibt mir nicht in der Erinnerung an meine sehr verfehlte Brautschaft mit der armen Base.

Ach, nur Verluste bleiben mir in der Erinnrung. Verluste, wohin ich schaue, wohin ich denke.

Weh mir : Verloren.

Auch Dich verloren, meine Elisabeth. Dich nie besessen, und Dich doch eingebüsst. Wie lange ist es her, dass wir uns nicht gesehen haben, meine Freundin ? Wann sehen wir uns wieder, meine süsse Schwester ?' -

Der König legte seine grosse, weisse Hand an die Stirn. Dann ging er weiter, um - gefolgt vom Irrenwärter - die erinnerungsvolle Inspektion des Schlosses zu beenden.

Am längsten bleib er stehen in dem Raume, wo er zum ersten Mal Richard

Wagner empfangen hatte - das war zweiundzwanzig Jahre her. Oh, unvergessliche, schön romantische, und höchst rührende Situation : der Meister, schon alternd aber noch kaum berühmt, zum ersten Mal vor seinem jungen, strahlenden Fürsten. Welche Wonne war es für den jungen, strahlenden Fürsten gewesen, diesen "alten Zauberer" - wie Wagner sich in ~~der~~ späteren Zeit der Vertraulichkeit wohl scherzhaft ihm gegenüber zu nennen pflegte -, diesen Magier, dem sein Herz zuflog, mit Gnaden zu überschütten. Der alte Hexenmeister konnte damals die Huld des schwärmerischen Jünglings-Fürsten wohl gebrauchen; denn zu jener Stunde war Wagner ein ruinierter Mann. Der Sekretär Seiner Bayrischen Majestät, Herr Pfistermeister, musste den Komponisten des "Lohengrin", den kennen zu lernen sich sein Monarch nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, an vielen Orten suchen, bis er ihn nicht weit von Stuttgart, im Hause eines Kapellmeisters fand. Herr Pfistermeister überreichte dem Tondichter, der sich auf der Flucht vor seinen Gläubigern befand, und einen ziemlich heruntergekommenen Eindruck machte, das Porträt der Bayrischen Majestät und einen schönen, dicken Brillantring : dieses als erste Aufmerksamkeiten von Seiten des königlichen Jüngers; viele andere, und gewichtigere, sollten ihnen folgen. -

Ein Schluchzen bewegte dem König die Brust und stieg ihm bis in die Kehle, da er nun darüber nachsann, wie gross und wundersam ihre Freundschaft gewesen.

Ludwig empfand : 'Vorhin, in dem Zimmer mit den vergitterten Fenster, habe ich auf eine schlechte Art an meinen grossen Geliebten gedacht. Sind mir nicht sogar gehässige Reminiszenzen gekommen an gewisse Ungelegenheiten, die er mir einst bereitet, oder die doch mit ihm im Zusammenhang standen, und dass man in München geschmacklos genug war, ihn "Lolus" zu nennen, mit frivoler Anspielung auf die Mätresse meines Grossvaters, Fräulein Montez ?

Oh, pfui über mich und über meine niedrige Art des Denkens ! Alles, was in meinem Leben schön und lebenswert war, danke ich ihm, meinem angebeteten Meister. Er kannte mich, er erzog mich, ja, er liebte mich auch. Wie durch Offenbarung wusste er um alles alles, was vorging in meinem Herzen. Er verstand meine Schwächen und meine Möglichkeiten zur Grösse. Er lehrte mich, wie man König zu sein hat. Ohne seinen bedeutenden Zuspruch hätte ich mein schweres Amt nicht ausgehalten. Wie oft wollte ich abdanken, auf die Krone verzichten ! Wagners weise und strenge Mahnung hielt mich von so sündiger Torheit zurück. "Erhabener, göttlicher Freund !" rief ich ihm zu. "Sie und Gott ! Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reich der Weltennacht bleibe ich der Ihre !" So ohne Vorbehalt, so glühend, so ganz und gar floss meine Seele ihm zu. "Dir geboren, Dir erkoren : Dies mein Beruf !" - : ich weiss noch, dass ich solche Zeilen an ihn schrieb, und dass sie das Wahrste, das Echteste und das Wichtigste sind, was ich in meinem Leben gedacht, gesagt oder geschrieben habe. - Wie herrlich waren alle die Gespräche, die wir miteinander führten, miteinander genossen ! ~~Damals, in der~~ Oh, erste~~n~~ Zeit unseres grossen Bundes, als ich hier, in Schloss Berg wohnte und mein Richard in der hübschen Villa unten am See, die ich selbst für ihn ausgesucht hatte! Ich schickte ihm jeden Vormittag meine Kutsche; er kam, wir sprachen ... oh, Seligkeit ! Oh, einzige Seligkeit meines armen Lebens ! •

Ludwigs Herz war erschüttert wie damals, zu jener Stunde, als der Jüngling zum ersten Mal in Wagners herrschendes Antlitz geblickt und die verzaubernde Macht seines Blickes gespürt hatte. 'Ja, ich habe ihn geliebt', verstand der Ergriffene. 'Wie ein Schüler den Meister liebt, liebte ich diesen.' Und weiter dachte er, schamlos : 'Wie eine Frau den Mann liebt, so liebte ich Wagnern.'

Sein heisser Wunsch und sein Bedürfnis war, niederzuknien auf diesen Boden, an dieser Stelle, wo der Meister zum ersten Male vor ihm gestanden hatte. Er beherrschte sich aber. Zu dem Wärter gewendet, der in wartender Haltung an der Türe stehen geblieben war, sagte er mit einer Stimme, die sehr sanft und beinahe zärtlich tönte :

"Dieses Zimmer hier ist mir das liebste in Schloss Berg."

Hätte der Wärter Augen gehabt, zu sehen, er hätte bemerken müssen, dass das Gesicht seines armen Herrn sich verjüngt und verschönt hatte, überglänzt von den Erinnerungen. Wahrhaftig, Ludwigs Gesicht glich in dem Augenblicke fast wieder jenem, das der Götterjüngling auf dem Bilde im anderen Saal zeigte : Le jeune Roy, der Gebliebte des Volkes, mit dem Krönungsmantel um die starken Schultern.

Der Wärter aber war ein stumpfer, dicker Mann - Familienvater, Kegelbruder und Biertrinker. Er verneigte sich nur und sagte : "Wie es Ihrer Majestät beliebt."

Den Rest des Tages verbrachte der König ruhig in seinem Zimmer. Er betrug sich freundlich gegen jedermann, sogar gegen den Medizinalrat von Gudden. Der drahtete denn auch entzückt nach München : "Hier geht alles wunderbar gut stop der König ist folgsam wie ein Kind." Dem Arzt fielen die bösartigen, munter-grimmigen und verschlagenen Lichter nicht auf, die es immer wieder in Ludwigs Augen gab.

Der Regen rauschte. Das Wetter schien nie wieder besser werden zu wollen. Gegen Abend servierte man Seiner Majestät eine leichte Mahlzeit : gehacktes, weisses Fleisch und Salat. Feste Kost war der Zahnlose ohnedies nicht zu beissen im Stande. Auf dem Tablett fanden sich nur Löffel und Gabel, kein Messer. Ludwig äusserte den Wunsch, Rotwein zu trinken; der

Diener brachte aber nur eine Flasche Mineralwasser; woraufhin der König sehr höflich und ausführlich : "Ich danke Ihnen, mein Lieber" - sagte, gleichzeitig aber einen schiefen, tückischen Blick über den Lakaien hingleiten liess.

Nach dem Imbiss bemerkte der König : "Es sind gar keine Blumen im Zimmer. Ich hätte gerne einen schönen Strauss roter und weisser Rosen." Eine Viertelstunde später erschien der Obergärtner mit dem Bouquet. Ludwig erkundigte sich lächelnd, ob die Blüten von seiner "Roseninsel" kämen : dem kleinen Eiland im Starnberger See, wo der König Rosen jeder Form und Farbe in grossen Mengen züchten liess, und wo er sich, in früheren Zeiten, zuweilen einsam oder mit einen lieben Gast ergangen hatte. Der Obergärtner versicherte, schnell und scheu : ja, die Rosen seien von der Insel eigens geholt worden. Ludwig wusste, dass es gelogen war; lächelte ziemlich schief, und sagte wieder: "Ich danke Ihnen, mein Lieber."

Sowie der Gärtner den Raum verlassen hatte, neigte der König sich - mit einer jähen Bewegung, so wie der Durstige sich zur Quelle bückt, über die Blumen. Er legte sein Gesicht gegen die kühlen, stark und süss duftenden Blüten.

Eine Stunde später, es war gegen halb zehn Uhr abends, brachte Doktor von Gudden selber die Schlafmittel - zwei dicke, weisse Tabletten und ein paar bräunliche Tropfen, welche der Arzt aus schwarzem Fläschchen in ein Likörglas voll Wasser rinnen liess. Während Gudden sich mit den Medikamenten beschäftigte, beobachtete Ludwig ihm mit dem glitzernden, misstrauischen und boshaft amüsierten Blick. Dann schluckte er Tabletten und Tropfen ohne Widerspruch, und ohne übrigens seine Augen dabei vom Medizinalrat zu lassen.

Ludwig schlief fest, beinahe zehn Stunden lang. Dem Diener, der ihm morgens beim Ankleiden behilflich war, erzählte er gutgelaunt : "Ich habe von Rosen und von Schwänen geträumt - den lieblichsten Gebilden auf Erden". Was er nicht erwähnte, war, dass er gegen acht Uhr morgens, beim Aufwachen, von gewissen Farben-und Ton-Halluzinationen heimgesucht worden war. Das geschah ihm jetzt häufig. Uebrigens hatte er dergleichen schon als Junge gekannt. Die Luft füllte sich mit silbrig klirrenden Klängen und kreisenden Lichtern - roten, grünen und violetten - , manchmal erschienen auch Gesichter oder winkende Hände: es war zugleich reizend und beängstigend.

Der Diener, den die lyrische Bemerkung über die Rosen und Schwäne verlegen machte, bemerkte: "Es regnet immer noch, Majestät."

"Ja", sagte der König. "Es wird wohl noch eine Zeitlang regnen." - Doktor von Gudden hatte allen Grund, mit seinem hohen Patienten weiter sehr zufrieden zu sein. Nach dem Frühstück unternahm der Arzt einen Spaziergang mit Ludwig, durch den Park und hinunter zum See. Es regnete, die Wege waren so aufgeweicht, dass es einige Mühe bereitete, vorwärts zu kommen.

Als Ludwig, in seinem langen, dunklen, theatralisch faltenreichen Loden-Cape und mit dem schwarzen Schlapphut, im Park erschien, drängten die Lakaien sich wieder an den Fenstern des ersten und zweiten Stockes. Man stiess sich in die Rippen und flüsterte: Es ist der König! Seht, er ist geschlagen mit der Paranoia wie mit der Pest! Schaut doch, zwei Irrenwärter folgen unserem armen König und seinem Arzt!

Ludwig inzwischen plauderte, auf eine etwas unheimlich animierte Art, mit dem Medizinalrat über tausend Gegenstände. Ausführlich verweilte er bei literarischen Themen und liess sich darüber aus, wie gross seine Lust sei, einmal wieder einer guten Schiller-Aufführung beizuwohnen. Und warum - so fragte der König - war es ihm nie gelungen, einen Kreis interessanter Poeten um sich zu sammeln, wie sein Hochseliger Vater dies so vortrefflich verstanden hatte? "Mein Hochseliger Vater", sagte Ludwig, und es glitzerte besonders tückisch in seinen Augen, "hatte einen charmanten Stammtisch geistiger

Grössen:die bewährten Dichter Emmanuel Geibel und Paul Heyse;die Naturforscher Liebig und Jolly - Repräsentanten der Wissenschaft. Man diskutierte flott die aktuellen Themen und trank reichlich Bier.Mein Hochseliger Vater - ganz ohne Frage - hatte wirklich den Kontakt zur geistigen Elite der Epoche. - Freilich,Geibel ist ein unausstehlicher Kerl gewesen":dies konstatierte Ludwig mit einer plötzlichen Gereiztheit.Dann wechselte er geschwind den Gesprächsstoff.

Er verbreitete sich plötzlich über die Unzeitgemässheit des Königtums."Eigentlich passt der monarchische Gedanke doch gar nicht mehr in unsere schöne,moderne Zeit!"rief er aufgeräumt."Er enthält zu viel alte,verstaubte Mystik.Stellen Sie sich zum Beispiel vor,mein liebster Medizinalrat,ich würde heute noch sterben.Dann wäre mein armer,unglücklicher,hoffnungslos verrückter Bruder Otto,dem Namen und Titel nach,König der Bayern,und irgendein anderer,gar nicht legitimierter müsste für ihn die Regierungsgeschäfte führen."

Hier beeilte Doktor Gudden sich,zu bemerken:"Gott sei Dank,erfreuen Ihre Majestät sich der denkbar besten Gesundheit."

Ludwig aber erklärte,nun beinah ausgelassen:"Nein,nein,liebster Doktor,sagen Sie was Sie wollen:die Republik ist die Staatsform, auf die unsere Zeit zudrängt - Frankreich ist,in diesem Punkte,wie immer,der Epoche nur ein wenig voraus.Wir Könige - verstehen Sie mich recht,bester Freund! - ,wir Monarchen sind recht eigentlich wandelnde Anachronismen.~~Unsere~~ Die moderne Zeit gehört der Wissenschaft,die wahrhaft herrschenden Gewalten der Epoche sind die Psychatrie und das Finanzkapital..."

Doktor von Gudden wehrte respektvoll ab.Uebrigens wurde er pudelnass,da er sein Parapluie über das Haupt des Königs hielt,der seinerseits vergessen hatte,einen Regenschirm mitzunehmen.

Als sie unten,an der Seepromenade angekommen waren,sagte Ludwig noch,mit einem langen Blick über die graue,unter dem Regen sich kräuselnde Fläche des Wassers: "Schade, dass es zu kühl ist, um ein wenig schwimmen zu gehen. Ich schwimme gerne, müssen Sie wissen, mein sehr geschätzter Herr Doktor. - Und ich liebe das Wasser", fügte er, plötzlich mit einer anderen Stimme, hinzu. -

Der König, sein Arzt und die beiden Wärter gingen zum Schloss zurück.

Mittags speiste Ludwig ein wenig gehacktes Fleisch und Gemüse. Nach Tisch empfing ~~der~~ er seinen zweiten Arzt, den Nervenspezialisten Doktor Müller. Bei ihm erkundigte er sich nach dem Befinden des Prinzen Otto, als dessen Leibarzt Müller figurierte. "In den letzten Jahren ist keine bemerkenswerte Veränderung im Zustand Seiner Hoheit eingetreten", erwiderte der Nervenspezialist. Ludwig fragte nicht weiter. Er nickte nur noch : "In den letzten Jahren .... Ja ja, man muss es wohl lernen, geduldig zu sein..."

Später bemerkte ~~erkundigte~~ er ~~sich~~ : "Gudden sagt~~e~~ mir, Sie woll~~t~~en meine Bibliothek ordnen. Können Sie französisch sprechen ? "

"Soviel man auf dem Gymnasium lernt, Majestät. "

"Womit haben Sie sich auf dem Gymnasium am liebsten beschäftigt ?... Sie bleiben immer hier ?"

"Ich werde mit einem Kollegen monatlich abwechseln."

"Wer ist das ?"

"Es ist noch niemand bestimmt."

"Ist ja auch gleichgültig", sagte der König. -

Den Nachmittag verbrachte er, am vergitterten Fenster sitzend, manchmal Melodien vor sich hin summend, manchmal mit gedämpfter Stimme Verse von Schiller oder von Racine ~~vor sich hin~~ deklamierend. Er hatte wieder seinen Taschenkamm gezogen und liess ihn langsam durch die chevelure gleiten. Zuweilen stand er auf, reckte sich und lächelte dabei. Gegen sechs Uhr läutete er nach dem Wärter : Man solle bei Doktor von Gudden anfragen, ob dieser Lust habe, noch einen kleinen Spaziergang zu unternehmen.

Gudden erschien schon drei Minuten später. Er half Seiner Majestät in das Lodencape, reichte ihm den Schlapphut und auch den Regenschirm; denn keinsfalls wollte er den eigenen Kopf nochmals nass werden lassen.

"Also, gehen wir!" sagte Ludwig, wobei er lächelnd die gelben Zahnstummeln zeigte und wieder seinen schiefen, hämischen Blick aufs vergitterte Fenster warf.

Doktor von Gudden hielt es aus pädagogischen Gründen für richtig, diesmal keine Wärter mitzunehmen. Beim Morgenspaziergang hatte Seine Majestät sich vernünftig betragen und sogar recht animiert geplaudert. Der Kranke verdiente also eine kleine Aufmunterung und Belohnung. Gudden wollte beweisen, dass er Vertrauen zu ihm hatte, indem er mit ihm allein promenierte.

Ludwig, der vormittags so gesprächig gewesen war, zeigte sich diesmal schweigsam. Im grossen Faltenwurf seines dunklen Lodencapes, den breitrandigen Hut tief in der Stirne, machte er lange Schritte und pfiff dabei Bruchstücke von Melodien vor sich hin. Doktor von Gudden, der zuweilen die Oper besuchte, erkannte, dass es Melodien von Wagner waren. Er vermutete, dem König würde es vielleicht Vergnügen machen, eine Konversation über den grossen Komponisten zu führen. Deshalb sagte er mit seiner höflichen, geölten Stimme: "Es ist doch bemerkenswert und ein schönes Ereignis, wie die Musik des Meisters, die zunächst überall missverstanden und sogar als abstossend empfunden wurde, sich nun ganz Europa, ja, man darf wohl sagen, die Welt erobert hat."

Ludwig blieb stumm und pfiff ein Siegfried-Motiv. Nach einer ziemlich langen Pause liess er seine dunkle Stimme vernehmen : "Ich bin neugierig, ob es jemals wieder aufhören wird, zu regnen."

Die schweren Regentropfen klopften auf die Parapluies der beiden Herren. Sie machten ihr schluchzendes Geräusch in den Bäumen und in den Gebüschen. Es war mühsam, auf den kotigen, nassen Wegen vorwärts zu kommen. Doktor

(mühsam)

von Gudden bereute, sein Einverständnis zu diesem feuchten Spaziergang gegeben zu haben. "Die ungünstige Witterung dürfte anhalten", versetzte er, nicht ohne eine gewisse Strenge. "Man meldet ein Tief von Nord-Nord-West her."

Der König nickte und schwieg. Unter der breiten Krempe des Wotans-Hutes glimmten seine Augen wie feuchtes Holz in der Nacht.

Die Promenade führte am See entlang, von dem nur ein schmaler Streifen Rasen und ein paar Büsche sie trennten. Es war dunkel. Man sah das Wasser beinahe nicht; aber man hörte den leisen Aufschlag seiner kleinen Wellen am Ufer und das gleichmässige Niederfallen des Regens auf seiner Fläche.

Der Medizinalrat sagte : "Majestät sollten morgen früh mit den gymnastischen Uebungen beginnen - "; Da tat der König den überraschenden Sprung. Während er, von der Seite des Doktors weg, ins Dunkel hüpfte, stiess er einen rauhen, jauchzenden Schrei aus, beinahe einem jener Jodler ähnlich, mit denen oberbayrische Bauern ihre wunderlichen Tänze begleiten. Noch im Springen warf Ludwig sein Parapluie von sich. Das Lodencape wehte wie riesige schwarze Flügel hinter ihm her. Von dem fürchterlich flatternden schwarzen Tuch befreite er sich erst, als er schon bis zu den Knieen im Wasser stand.

Doktor von Gudden, der einige Sekunden lang völlig starr vor Entsetzen und jeder Bewegung unfähig war, hörte, wie der König gewaltig im Wasser planschte. Mit einer ganz kleinen, heiseren Stimme rief der Arzt : "Hallo, Majestät ! - Was für Kindereien !" rief jammernd der Medizinalrat. "Kommen Majestät doch zurück ! Bitte bitte !" Gudden hoffte noch immer, sein Patient wolle nur, in toller Laune, ein Bad nehmen und habe nichts weiter Schlimmes vor. Ihm antwortete aus dem Wasser jener rauhe, jodelnde Schrei - halb Schmerzenslaut und halb Lustgebrüll. Uebrigens war es ein vibrierender Schrei, der bald höher, bald tiefer klang: Gudden hatte den ziemlich schauerlichen Verdacht, dass Seine Majestät sich beim Jodeln mit der flachen Hand rhythmisch vor den geöffneten Mund schlug, genau wie die Bauern der Gegend es ~~hierzulande~~ bei ihren unzivilisierten Tänzen zu tun pflegten.

Nun musste der Medizinalrat sich doch entschliessen, dem König nach, in den See zu eilen. Hastig, aber dabei nicht ohne Pedanterie, entledigte auch er sich des Regenmantels, des Hutes und des Schirms. Dabei flüsterte er mehrfach : "Heilige Jungfrau, steh mir bei!" - obwohl er an die Heilige Jungfrau oder irgendwelche anderen himmlischen Gewalten doch eigentlich gar nicht glaubte. Mit ein paar gewandten Sätzen galoppierte der Nervenarzt über das Stück Rasen, das sich zwischen Promenade und See befand. Gudden konnte beinahe gar nichts sehen; der Regen, welcher jetzt noch reichlicher floss, liess ihm die Augen blind werden. Trotzdem wusste er genau, wo er den König zu suchen hatte : Das rauhe Juchzen und das Planschen im Wasser wiesen ihm den Weg.

"Wohin wollen denn Majestät ?" rief klagend der Medizinalrat, der mit Entsetzen spürte, dass er selber nun schon bis über die Knöchel im Wasser stand. Aus den schwarzen Fluten schrie der furchtbare König zurück : "In mein Reich, Du Narr ! Zu meinen Getreuen, Du Esel ! Weg von Dir will ich, Du Teufel ! Nach Hause will ich, Du stinkendes Tier !" Bei diesen Worten hatte Ludwig sich vollends ins Wasser geworfen, dessen gekräuselte Wellen er mit seinen starken Armen zu teilen begann. Der König schwamm.

"Das darf ich keinesfalls dulden !" flüsterte Gudden mit Lippen, die von der Kälte und von Grauen zitterten - und nun ~~musste auch er sich dazu beschliessen~~ war auch für ihn der Augenblick gekommen, ganz ins Wasser zu tauchen. Er tat es ängstlich, aber geschwind; mit Bewegungen, die eine gewisse Possierlichkeit hatten, leise prustend, so wie die meisten älteren Herren ~~es tun~~ sich ~~betragen~~ benahmen, wenn sie bei schönem Wetter ins kühle Element steigen. Doktor von Gudden trug einen langen schwarzen Bratenrock und eine breite schwarze Seidenkravatte vor der gestärkten Hemdbrust. Seine guten Kleider taten ihm leid, 'ich werde sie nie wieder ~~tragen~~ anziehen können', dachte er, 'der Gehrock kommt ja ganz aus der Façon, ein Gehrock ist doch kein Schwimmkostüm - warum habe ich mir nur die Stiefel nicht ausgezogen - Heilige Mutter Gottes, steh mir bei!" Da hatte er schon, zur eigenen Ueberraschung, den König erreicht, der immer noch sehr in der Nähe des Ufers seine grossartig breiten Schwimmbewegungen machte. Plötzlich erkannte Gudden, dicht vor sich, Ludwigs triefendes Haupt. Schrecklich anzusehen war das Gesicht des Königs. Seine sonst so soignierte Frisur war in Unordnung geraten; wild wie das Schlangenhaar der Meduse, stand ihm das starre Gelock über der weiss leuchtenden Stirn. Er rollte die Augen und sein zahnloser Mund war klaffend geöffnet : zu einem Gelächter, zu einem Aufschrei, zu einer Klage.

"So nehmen Majestät doch Vernunft an !" flehte der heranschwimmende Medizinalrat, immer noch respektvoll, bei allem Grauen, und immer noch in der Hoffnung, mit gutem Zureden etwas auszurichten, in so abenteuerlicher, extremer Situation.

Das triefende Haupt aber heulte - und es glich dem Haupt eines Meerungeheuers - : "Heim will ich ! In mein Reich !"

Gudden hatte den König mit festem Griff am Nacken gepackt. Daraufhin liess Ludwig seine kaum noch menschliche Stimme hören : "Du willst mich töten, Du Satan ?! Als ob ich Dich nicht gleich erkannt hätte, Du Mörder !!" Und der Medizinalrat - keuchend, atemlos, mit Wasser im Mund - : "Ich will Sie retten, Majestät - will Sie retten ..." Die Antwort war ein dumpfes, brüllendes Lachen.

Man hörte vom Schloss her einen Hund bellen. Doktor von Gudden dachte : 'So nahe ist das Haus, so nahe die Menschen ...' Und plötzlich begann er, aus Leibeskräften "Hilfe, H_ilfe!" zu schreien. Aber seine Kräfte reichten nicht weit; die Stimme war ihm halb vom Wasser erstickt und gab keinen starken Ton her. Der König deckte ihm mit seiner grossen, weissen, nassen Hand den Mund zu. "Umsonst !" zischte der Fürchterliche. "Es kommt keine Hilfe!"

Nun spürte Gudden zum ersten Mal Todesangst. Er klammerte sich heftiger an den König. Der raunte ihm zu : "Wenn ich hinunter soll, dann müsst Du mit mir, Du Wurm !" Dabei rollte er wieder die Augen und zeigte die Zahnstummeln im klaffend geöffneten Mund. Das triefende Haupt mit dem Schlangenhaar hatte keine menschlichen Züge mehr. Trotzdem flüsterte Gudden noch : "Erbarmen !" Gleichzeitig aber begann er, mit einer letzten Anstrengung sich gegen Ludwig zu wehren, der wie zu einer mörderischen Liebkosung seine beiden starken Arme um den Leib des Unglücklichen schloss.

Der König und der Arzt kämpften. Das ewige Geräusch des fallenden Regens und das Plätschern der dunklen Wellen begleiteten ihr stummes, verzweifeltes Duell. Einmal wurde Gudden von Ludwig unter die Fluten gedrückt; das nächste Mal Ludwig vom Doktor. Einige Sekunden lang schien es, als würde der Medizinalrat den Sieg davontragen. Er fand sogar wieder die Kraft zu sprechen und rief diesmal nicht nach der Mutter Gottes, sondern nach der eigenen Mutter, die übrigens vor sechzehn Jahren verstorben war und im Waldfriedhof zu München bestattet lag. "Mama - oh, Mama!" rief der Psychiater, und aus seinem zerzausten Bart floss das Wasser in kleinen Bächen. Auf seiner schön gekuppelten Gelehrtenstirn gab es eine blutige Beule. "Mama!" rief er noch einmal; dann würgten ihm die weissen, grossen, gnadenlosen Hände des Königs die Worte ab.

"In mein Reich", lallte Ludwig, und es klang wie Triumphgeheul aus den Wellen. "Weltennacht ...Richard ... schwarzer Schwan ... Wasser Wasser ... Oh, hinab, hinab ..." sang und gurgelte der Untergehende, Vergehende. "Elisabeth", brachte er noch hervor, "ew'ge Vernichtung... oh, hinab."

Der König und der Gelehrte sanken, ineinander verschlungen, ineinander verkrampft, wie ein sich liebendes Paar.

⁂

Depesche nach München : "Der König und Gudden abends spazierengegangen stop noch nicht zurückgekehrt stop der Park wird durchsucht."

Lampen, Fackeln, schreiende Menschen im Park von Schloss Berg : um zehn Uhr abends, um ~~11~~ elf Uhr nachts, um halb zwölf Uhr nachts.

Es ist ein junger Diener, der inmitten all des Lärms plötzlich einen kleinen Laut des Entsetzens und des Triumphes hören lässt~~, der zugleich Entsetzen und Triumph ausdrückt~~ : Er hat im Grase, am See, den grossen schwarzen Hut Seiner Majestät, und, nicht weit davon, Guddens ~~Hx~~ Parapluie, Hut und Ueberzeieher gefunden.

Wenige Minuten später, ~~während~~ werden die beiden Leichen von den kleinen Wellen des Sees sanft ans Ufer gelegt.

Der Chorus der Lakaien, Wärter, Aerzte, Kammerfrauen, Polizisten schreit noch einmal. Man drängt sich um die zwei Toten, Fackelschein fällt auf ihre nassen, weissen Mienen.

Der Medizinalrat hat die Augen geschlossen. Sein Gesicht ist, abgesehen von der runden Beule auf der Stirne, kaum entstellt. Es zeigt einen rechtschaffenen, fast befriedigten Ausdruck.

Die Augen des Königs aber stehen klagend offen. Da niemand es wagt, sich diesem Toten zu nähern, ist es wieder der junge Lakai - der Gleiche, der vorhin die Kleidungsstücke entdeckt hat - , der sich nun, mutig und barmherzig, über die Leiche neigt, um seinem armen Herrn die Augen zu schliessen.

Der junge Lakai ist niemals in der Nähe des Königs beschäftigt gewesen. Niemals hat der König geruht, ihn zu beachten. Der junge Lakai kommt aus einem fremden Lande und hat schon als Knabe für Seine Majestät Ludwig II. von Bayern geschwärmt. Er ist neunzehn Jahre alt.

Am nächsten Morgen : Lärm und Erregung in der Hauptstadt, im ganzen Land, in Europa. Die ungeheure Nachricht, die schauerliche Neuigkeit ist durch den Kontinent unterwegs, löst heftige Diskussionen aus, kalte Neugierde, da und dort wohl auch Tränen.

Auf Schloss Berg ist es still geworden. Ein paar alte Weiber sind gekommen, sie waschen die Leiche des Königs. Die Diener lehnen müde an den Wändern oder liegen in Sesseln, als hätten sie Grosses geleistet, ein beschwerliches, erregendes, die Nerven grausam strapazierendes Abenteuer überstanden.

Das Drama ist zu Ende. Unter den Statisten herrscht Erschöpfung. Kaum, dass sie sich noch zuflüstern können, wie grossartig und wie fürchterlich alles zugegangen.

Das Drama ist nicht zu Ende. Es fehlt die letzte Scene.

Dieses hat noch zu geschehen :

Eine schwarze Kutsche fährt durch den Park von Schloss Berg - wieder eine schwarze Kutsche mit verhangenen Fenstern -, und sie hält auf dem Kiesplatz vor dem Portal. Drei Diener aus dem Schlosse springen herbei. Eben räkelten sie sich noch mit erloschenen Mienen in einem Vorgemach; aber nun sind sie da, mit überraschender Geschwindigkeit zur Stelle: Sie haben wohl, als das knirschende Geräusch der Kutschenräder auf dem Kiese hörbar wurde, einen müden, etwas verdrossenen Blick aus dem Fenster geworfen, und dann haben sie den Wagen erkannt und den Kutscher. Der Wagen kommt von der anderen Seite des Sees, aus Possenhofen, wo die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich den Sommer verbringt. Da wissen die Lakaien, wer im Wagen sitzt, und sie stürzen herbei, plötzlich ganz wach geworden, mit lebhaften, fast zappelnden Gesten im Laufschritt sich nähernd. Nun reissen sie den Wagenschlag auf und versinken in tiefer Verneigung, während die verschleierte Dame, ohne sich von den Dienern oder von ihrer Kammerfrau stützen zu lassen, aus der Kutsche steigt.

Langsam und unter leisem Stöhnen folgt ihr die Kammerfrau - keiner der Diener denkt daran, ihr beim Verlassen der Kutsche behilflich zu sein -;

die Kaiserin aber steht einige Sekunden lang, unbeweglich wie eine Bildsäule, vor dem Wagen - und nun macht sie eine Gebärde, welche die Lakaien in diesem Augenblick am wenigsten von ihr erwartet hatten : Sie hebt langsam den Arm, und sie lüftet den Schleier. Den drei Männern, die erschauernd in der tief gebückten Stellung verharren, zeigt sie das wunderbare Oval ihres marmorbleichen Gesichtes; ja, sie schlägt das schwarze Tuch so weit zurück, dass sogar ein Teil ihres Haares - ihres berühmten, dunklen, weichen und üppigen Haares - sichtbar wird. Ihr Gesicht ist starr; die gebückten Diener, scheu von unten lugend, erschrecken vor seiner Starrheit. Alle drei Diener empfinden : Wir haben noch nie ein so schönes Gesicht gesehen. Und : Wir haben noch nie so viel Schmerz versammelt gesehen auf einem Gesicht.

Erst da die Kaiserin anfängt zu gehen, löst sich ein wenig die fürchterliche Spannung auf ihrer versteinerten Miene. Es beginnen ihre Lippen etwas zu beben - und wie unendlich rührend wirkt dieser kindlich zitternde Mund in der Vollkommenheit ihres stolz erhobenen, enthüllten Gesichtes; gleichzeitig wird die schöne Dunkelheit ihrer Augen feucht. Noch kann sie nicht weinen, noch keine Tränen vergiessen; aber schon dieses wenige Nass in den Augen bedeutet für sie etwas wie Trost und Wohltat, nach dem grauenvollen Erstarrungs-Krampf der letzten Stunden. Ueber das Stueck Kies, das zwischen Wagen und Schlossportal liegt, geht die Kaiserin Elisabeth eiligen, sogar etwas trippelnden Schrittes. Sie trägt einen schwarzen, faltenreichen Umhang, der beim geschwinden Gehen flattert und grössere Falten wirft. Auf den sehr hohen Absätzen ihrer schwarzen Seidenschuhe schreitet Elisabeth, hastig und etwas stelzend, über den weissen, öden Platz, wie eine Tragödin über die leere Bühne schreitet, dem unbarmherzig sich erfüllenden Schicksal entgegen.

Die Kammerfrau kann kaum folgen; denn der Gang ihrer Herrin ist wie beflügelt von Traurigkeit. Die Kammerfrau ist klein und sehr alt. Dass sie sehr alt ist, erkennt man an ihrer gebückten Haltung und an ihren verrunzelten, fahlen Händen; ihr Gesicht zeigt die Kammerfrau nicht. Sie findet nicht den Mut und nicht die Kraft zu der schön gerundeten Geste, mit der die Herrin sich den Schleier vom Antlitz gehoben hat. Die alte Begleiterin - vielleicht ist sie [illegible] siebzig oder achtig oder fünfundneunzig Jahre alt - hält ihre Gramesmiene hinter dem dichten schwarzen Schleier versteckt.

Da sie versucht, nicht zu weit hinter der Herrin zurückzubleiben, kommt sie ein wenig ins Keuchen. Sicherlich fällt es ihr gar nicht leicht, bei dieser, für ihre Kraftverhältnisse, viel zu geschwinden Bewegung, die ihr das kleine Keuchen abnötigt, auch noch Worte hervorzubringen. Als sei sie aber dafür bezahlt oder doch dazu beauftragt, gewisse Formeln des Schmerzes zu deklamieren - so etwa wie Klageweiber bei Leichenbegängnissen beauftragt und bezahlt werden - plappert und jammert sie ohne Unterbrechung, während sie sich sputet und keucht. Die Lakaien hören, wie sie hinter der schwarzen Maske ihres dicken Schleiers murmelt : "Unser armer Herr ! Oh, unser schöner König ! Möge Gott seiner Seele gnädig sein ! Oh, unser lieber Herr!"

Die Kaiserin inzwischen ist vor den Stufen, die zum Portal hinaufführen, angelangt. Sie wendet den Kopf und wirft über die Schulter der kleinen alten Kammerfrau einen enervierten, fast drohenden Blick zu. Dieser Blick - er ist plötzlich gar nicht mehr nass, sondern klar und herrschend - fordert die Begleiterin auf, innezuhalten mit ihrem Jammergemurmel. Die Alte aber scheint den Blick der Kaiserin nicht zu bemerken oder doch nicht zu verstehen; sie plappert weiter : "Unser süsser König ! Le pauvre ! Ah, le malheureux !"

Uebrigens hat sie nun ihre Herrin eingeholt und erreicht. Mit einer flehenden Gebärde streckt die Kammerfrau beide Arme nach Elisabeth aus. Die Kaiserin aber, ohne auf die Gebrechlichkeit ihrer welken Zofe irgend Rücksicht zu nehmen, eilt weiter - und nun mag es nachträglich den Anschein haben, als sei ihr beflügelter Lauf über den Kiesplatz nichts als eine Flucht vor der klagenden Bediensteten gewesen - ; sie nimmt behende die vier breiten

Stufen, wobei ihre hohen Absätze auf dem Steine klappern; die Kammerfrau, ihre schweren Röcke raffend, tut das Menschenmögliche, um gleichzeitig mit der Herrin oben an der Türe anzulangen und dort ihr Klagegeplapper - "Oh, notre pauvre roi !" - keine Sekunde zu unterbrechen.

Kaiserin Elisabeth betritt Schloss Berg.

Ueber dem Schloss, über dem See - der fahl und unbewegt liegt - , über den Baumwipfeln steht ein grauer, niedriger, feuchter Himmel. Es sieht immer noch nach Regen aus. Aber seit einigen Stunden regnet es nicht mehr.

Im Schlosse wissen schon alle, wer in der schwarzen Kutsche vorgefahren ist. In der Halle, die Elisabeth nun, gefolgt von der Zofe, durchqueren muss, drängen sich Offiziere, Polizeibeamte und Aerzte, Lakaien, Wärter und Mädchen. Ein Grauhaariger in bestickter Uniform will auf die Kaiserin zu, ihr die Hand zu küssen, sie im Schloss willkommen zu heissen. Sie scheint ihn gar nicht zu sehen, ihre weitgeöffneten Augen unter den schönen Bogen der Brauen sind blicklos, wie erblindet; sie macht nur eine kleine Bewegung mit beiden Händen, um den Hofbeamten wegzuscheuchen, so wie man ein aufdringliches Tier wegscheucht oder ein nur eingebildetes, in Wahrheit gar nicht existierendes Wesen, von dem man sich belästigt meint : einen flatternden Schatten, ein kraftloses Gespenst.

In dem mit Menschen überfüllten Raum ist nichts zu höten ausser dem Geklapper, das~~s~~ die Stöckelabsätze der Kaiserin auf dem Marmorboden machen, und dem leisen Lamentieren der Kammerfrau : "Notre pauvre roi ..."

Elisabeth folgt dem Herrn in der bestickten Uniform - den sie eben mit beiden Händen von sich gescheucht hat - die breite Treppe hinauf : Der Kavalier hat die Ehre, ihr den Weg weisen zu dürfen.

Die Kaiserin von Oesterreich braucht nicht mehr lange zu wandern, auf ihren hohen Absätzen, mit von Traurigkeit beflügelten Schritten. Sie ist beinahe am Ziel : nur noch einige Stufen; ein kurzes Stück nur noch über den Korridor des ersten Stockwerkes, und der Uniformierte öffnet ihr mit tiefem Bückling die Türe zum Schlafzimmer des Königs.

Auch über diese Schwelle tritt Elisabeth aufrechten Hauptes; nur ihr Mund zittert stärker, und ihre Augen sind nass und blind.

Der Hofbeamte zieht sich zurück. Die Kammerfrau folgt der Kaiserin ins Totenzimmer. Und hier erst, angesichts der Leiche, hört die Alte mit dem Murmeln und dem Lamentieren auf. Endlich schweigt die Kammerfrau. Schweigend flieht sie in die Ecke des Raumes, die vom Lager des Toten am weitesten entfernt ist. Vor ihr verschleiertes Gesicht legt die Kammerfrau ihre beiden alten, verbrauchten Hände, auf denen dicke, bläuliche Adern wie kleine Schlangen hervortreten.

Elisabeth indessen - so, als treibe ein Wind in den Falten ihres Ueberwurfs sie dahin, und sie könne, obwohl nun am Ziel, noch nicht gleich innehalten im Laufen - eilt weiter, am Bett vorbei, durch das ganze Zimmer, bis zum Fenster - bis zum vergitterten Fenster.

Dass man dieses Fenster vergittert hat, ist das Erste, was Elisabeth bemerkt, - so wie es das Erste gewesen ist, was Ludwig bei seiner Ankunft hi~~n~~er, vor achtundvierzig Stunden, mit Zorn und Grauen bemerkt hat. Nun ist es Elisabeth, die ihre Hände um die Eisenstäbe legt, und die Eisenstäbe fühlen sich immer noch kalt und feucht an, wie am Tage zuvor. Die Kaiserin erschauert bei der Berührung. Jetzt zittert nicht nur ihr Mund; ihr ganzer Leib wird geschüttelt. Gleichzeitig aber findet sie endlich die Kraft, ihre Lippen zu öffnen : Zum ersten Male, seit sie unterwegs ist auf dieser Pilgerfahrt zum toten Körper ihre lieben Freundes - zum ersten Mal spricht Elisabeth. Mit einer Stimme, die vom langen Schweigen heiser ist, sagt sie - mehr noch fassungslos erstaunt als klagend - : "Das Fenster vergittert - als sei er ein böser Narr gewesen ..." Und diese paar Worte wiederholt sie immer wieder, ~~fünfmal~~ fünf Mal oder sieben Mal oder zehn Mal: "Als sei er ein böser Narr gewesen - das Fenster vergittert..." Dabei sieht sie selber einer Wahnsinnigen gleich, wie sie ihr weisses Gesicht mit den blicklosen Augen und dem zitternden Mund vor den Eisenstäben hin und her bewegt.

Vielleicht verweilt sie nur so lange am vergitterten Fenster, um die Sekunde hinauszuzögern, da sie in das Antlitz ihres toten Freundes und Vetters wird schauen müssen. Dieser Sekunde aber ist nicht auszuweichen, sie fordert ihr Recht, sie will Gegenwart werden, will durchlitten sein - ach, schon ist sie da : arme Elisabth, schon muss sie ihre Hände von der kalten Feuchtigkeit der Gitterstäbe lösen, schon muss sie das Haupt wenden, den jammervollen Blick zum Bett schicken, auf dem Ludwig ruht.

Sie hatte nicht erwartet, ihren lieben Freund so grauenvoll entstellt zu finden. War denn dies sein Gesicht ? Es schien doch nur eine schwärzliche, fast ungeformte Masse. Diese dunkelblauen, gedunsenen, halb geöffneten Lippen : waren die der Mund, den Elisabeth so geliebt hatte ? Seine schöne Stirn, sein schönes Haar : was war aus all dem geworden ? Welch unbarmherzige Hand hatte dies alles angerührt und so hässlich gemacht ?

Wie erbärmlich erscheint der armen Elisabeth nun dieser Moment, von dem sie doch erwartet hatte, dass er grossartig und, auf seine schauerliche Art, erhebend sein würde, bei aller Furchtbarkeit ! War dies die rührende und ungeheure Trauer-Scene, auf die Elisabeth in ihrem Herzen sich vorbereitet hatte ? Die Wirklichkeit sieht einfacher und grausamer aus. Was begibt sich denn in diesem Zimmer mit den vergitterten Fenstern ? Eine nicht mehr ganz junge Frau steht vor dem entstellten Leichnam des Mannes, den sie vielleicht mehr als irgendeinen anderen hätte lieben können ...

Nun mag sie das Haupt mit dem schönen, schweren, berühmten Haar nicht mehr aufrecht tragen; nun sinkt ihr die Stirne nach vorn, sinkt ihr das tränenüberströmte Antlitz bis auf die Brust. Elisabeth schwankt, greift nach hinten, gleich wird sie stürzen. Die Kammerfrau ist herbeigeeilt; sie fängt die Taumelnde auf.

Gestützt von der verschleierten Zofe - die sich bei dieser Gelegenheit viel kräftiger und gewandter zeigt,als man es von ihr erwartet hätte - beginnt Elisabeth,zu beten.Erst flüstert sie,dann ruft sie,und aus dem Ruf wird ein Aufschrei:

"Du bist sehr gross,Gott.Du bist der Gott der Rache.Du bist der Gott der Gnade.Du bist der Gott der Weisheit.Du bist unergründlich,Gott. - Mein Gott,Du bist unergründlich!"schreit Elisabeth über die entstellte Leiche hin - und da sie es ausgesprochen,da sie es ausgeschrien hat,geschieht ihr,was rätselvoll und trostreich wie das Wunder ist.

Die tränennassen Augen der Elisabeth werden sehend.Vor ihren sehend gewordenen Augen verändert und verwandelt sich das Antlitz Dessen, der ihr brüderlicher Freund gewesen ist.Schon ist das ruhende Gesicht auf dem Kissen nicht mehr die schwärzliche,gedunsene,beinah formlose Masse.Das Gesicht des brüderlichen Freundes erkennt Elisabeth wieder,wie sie es gekannt und geliebt hat,seit eh und je.Da ist es noch einmal,das weiche Gelock über der Stirne,von welcher Glanz kommt.Der strahlende und trauerende Blick,begnadet mit allen Reizen der Schwermut:da ist er wieder.Und die Lippen sind wieder jene schön geschwungenen,zugleich zärtlichen und etwas trotzigen,die ihre Küsse immer denen verweigerten,die ihrer begehrten,und sie stets an die verschwendeten,die sich vor ihnen entsetzten oder über sie lachten.

Was nützt es Elisabeth,diese Schönheit wiederzusehen?Umglänzt von dem Glorienschein seiner Legende,erscheint ihr vor ihr noch einmal der junge König,der Neunzehnjährige mit dem Purpur über silberner Rüstung,der Geliebte des Volkes,Lohengrin,dessen Nachen der Schwan führt,und auf dem blau schimmernden Wasser hinterlässt das zauberische Gefährt silbrige Spuren.Solches Bild empfängt Elisabeth.Lindert es ihren Schmerz?Oder ist es schon nicht mehr Schmerz,was Elisabeth nun empfindet?

Da sie Gott als den Unergründlichen angerufen und angeschrien hat, gefällt es Seiner unbegreiflichen Güte,die arme Frau am Lager des

Ertrunkenen für die Dauer eines Augenblickes wissend zu machen. Ach, dieser unbeschreibliche, enorme Augenblick kann nicht dauern! Wenn er vorüber ist - ~~und~~ wie geschwinde wird er vorüber sein! -, muss wieder Dumpfheit über Elisabeth kommen, und blinder Jammer, und zehntausend Mal noch wird sie vor sich hin flüstern die trostlose Frage: 'Mein Gott, warum musste das sein?'

Aber eben, dass es sein musste - eben den Sinn des Unfassbaren begreift während dieser einen unbeschreiblichen, enormen Sekunde ihr verwundetes, vom Wunder erhelltes Herz. Worte vermögen es nicht auszusagen und nicht anzudeuten, was Elisabeth, die schwesterliche Freundin des Toten, mit ahndungsvollem Schauer erfährt.

Ein ungeheures Licht fällt auf sein Schicksal, und auf das ihre. Sie versteht seinen Tod, und sie weiss den Tod voraus, der ihr selber bestimmt ist. Sie weiss auch, warum sie und der brüderliche Freund nicht zueinander finden durften, obwohl sie sich doch geliebt haben. Sie weiss alles. Ihr Herz füllt sich bis zum Rande mit Wissen, so wie Herzen sich zuweilen bis zum Rande mit Zärtlichkeit füllen. Aber weder das Wissen, noch die Zärtlichkeit zu halten, sind die Menschenherzen stark genug.

Das grosse Wissen, mit dem die arme Elisabeth für eine flüchtige und überwältigende Weile sich beschenkt findet, enthält viel mehr in sich, als nur die ahndungsvolle Erkenntnis von den Gesetzen, die über ihrem Leben und über dem des brüderlichen Freundes stehen. Wem es gestattet ist, über zwei Menschenschicksale - über das eigene und über das Schicksal Dessen, den man geliebt hat - für einen Augenblick den tiefen Bescheid zu wissen, der findet sich - aber ach, nur die eine flüchtige, erhellte Sekunde lang! - auch eingeweiht in andere Mirakel. Das riesenhafte Gemisch aus Qual und Wonne, aus Schluchzen und Entzücken, das ihm die Brust bewegt, lässt ihn erahnen, wie Manches und Vieles zusammenhängt und sich ordnet, was bis dahin rätselhaft verschlungen und selbst grauenhaft schien.

Benutze den ~~ee~~ enormen Augenblick,arme Elisabeth,um dich zusammen zu raffen,um die schöne Haltung wieder anzunehmen,die von dir,der trauernden ~~[illegible]~~ Majestät,erwartet und sogar gefordert wird!Bedenke doch:der grosse Augenblick ist flüchtig wie ein Lidschlag!Eiliger als ein Lächeln, spurloser als ein Schluchzen geht er vorbei!Nutze ihn,arme Kaiserin! Hebe das Haupt!

Es gelingt ihr.Sie hebt den Kopf.Sie befreit sich ~~[illegible]~~ vom der welken und doch so rüstigen Kammerfrau.Sie breitet die ~~a~~ Arme. Ihr Gesicht sinkt ein wenig nach hinten.Im ~~Faltenwurf~~ Faltenwurf ihres Mantels,das leidvolle Antlitz verklärt,gleicht sie einer Statue des Schmerzes - einer Mater Dolorosa gleicht Elisabeth,wie sie sich nun, in die Kniee stürzend,den Oberkörper nach vorne werfend,mit wundervoller Gebärde über den Toten hinbreitet,seine Hände mit ihren Küssen bedeckt.Ueber das Kissen,auf dem sein Haupt ruht,~~[illegible]~~ fällt ihr dunkles,reiches,kostbares Haar wie ein schöner Regen.Es ist,als wolle sie die Kahlheit seines blumenlosen Lagers mit ihrem Haar und mit ihrem Mantel schmücken.

Einzige Zeugin des grossen Bildes,das nun die Kaiserin am Bette ihres toten Freundes stellt,ist die Kammerfrau.Aber wer weiss denn,ob sie überhaupt etwas zu sehen vermag durch den dichten Schleier vor ihrem alten Gesicht?Ob sie nicht blind ist,mit leeren Augenhöhlen hinter dem schwarzen Tuch -:blind,wie die Göttin des Schicksals.

ENDE.